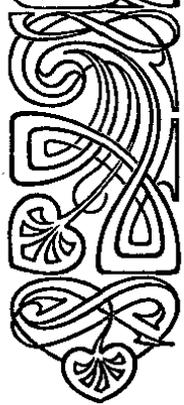


# Jugendfreude.



Ein  
christliches Jahrbüchlein.



Herausgegeben von Dr. Emil Dönges, Darmstadt,

Herausgeber des Sonntagschulblattes:

„Der Freund der Kinder.“

  Sechster Jahrgang.  

Verlag: Geschwister Dönges,  
Dillenburg (Hessen-Rassau).

# Notizen.

A series of horizontal dotted lines for writing notes, contained within a decorative border.



„Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“

„Nehmet meine Unterweisung an und nicht Silber, und Erkenntnis lieber als auserlesenes feines Gold. Denn Weisheit ist besser als Korallen und alles, was man begehren mag, kommt ihr nicht gleich . . . Mein sind Rat und Einsicht, ich bin der Verstand, mein ist die Stärke . . . Ich liebe, die mich lieben, und die mich frühe suchen, werden mich finden . . . Nun denn, ihr Söhne, höret auf mich. Glückselig sind, die meine Wege bewahren!“

(Spr. 1, 7; 8, 10 folg.)



## Das neue Bändchen der „Jugendfreude“

kommt diesmal spät zu euch. Fast wäre es dieses Jahr ganz ausgeblieben. Aber alte und junge Freunde, die davon hörten, klagten darüber und baten, das Büchlein möchte lieber recht spät, also noch vor Tor schluß des alten Jahres, zu ihnen kommen, als gar nicht. So möge denn unter Gottes Segen auch vorliegendes Bändchen zu euch eilen und wirklich eine Jugendfreude für euch werden; wer weiß, ob es nicht gar das eine oder andere Herz zu Ihm führt, von welchem Paul Gerhardt so schön singt: „Herr, mein Hirt, Brunn' aller Freuden!“

Viele Herzen, jung und alt, haben im vergangenen Jahre diesen Hirten und Brunn' gefunden, und zwar Herzen nicht nur aus den Heiden im fernen Asien und Afrika, sondern auch in der bekennenden Christenheit. Nicht nur die Heiden müssen ja zu Jesu Christo kommen mit ihren armen Herzen, um Vergebung, Frieden und ewiges Leben bei Ihm zu finden, sondern auch die bekennenden Christen. Es genügt nicht, Christ zu heißen und christlich erzogen zu sein, um Christ zu sein, man muß auch Christus, den Heiland, von ganzem Herzen lieben und Ihn im Glauben in das Herz aufgenommen haben. Erst dann ist man Christ in Wirklichkeit und kann in Christi Fußstapfen wandeln, die zum Himmel führen. Auf diesem wohl schmalen, aber gesegneten Pfade zur Herrlichkeit ist allein das menschliche Herz

glücklich. Und nicht wahr, glücklich möchtet ihr gern alle sein oder werden. Eure Herzen sind noch jung, und ihr kennt noch wenig von des Lebens Kampf, aber auch ihr fühlt gewiß schon, daß die Dinge dieser Welt euch nicht glücklich machen können. Alle Freuden dieser Welt gehen schnell dahin. Und außerdem gibt's so viele Mühen und Leiden auf Erden, daß viele Herzen schon in der Jugend recht traurig sind. Mancher Knabe und manches Mädchen mag zwar mit seinem traurigen Herzen denken: Wenn ich nur reiche Eltern hätte oder wenn mir das Lernen in der Schule nur leichter fiele, oder wenn ich gesund wäre, dann wollte ich schon glücklich sein; aber ihr irrt, die ihr so denkt. Gott hat das menschliche Herz so geschaffen, daß es nicht durch Reichtum oder bequeme Tage oder auch durch Gesundheit schon wirklich glücklich wird. Nein, das alles haben viele Menschen und kennen keinen Frieden und keine wahre bleibende Freude.

Nur ein Herz, das Gottes Liebe kennt, ist glücklich. Wo aber ist Gottes Liebe völliger zu schauen und zu finden als in Jesu, dem Sohne Gottes, der zu uns herniederkam, um uns zu Gott zu führen, an Gottes treues Vaterherz und in Gottes ewiges, seliges Vaterhaus. —

Schon Kinder in eurem Alter, und jünger noch, können den Heiland kennen lernen. Wie manches Kind sehnt sich frühe schon nach Ihm, nach einem Glück, das ewig bleibt. Davon habe ich euch neulich noch einen Fall im „Freund der Kinder“ erzählt. Ich will ihn hier wiederholen.

### **Etwas, das nicht stirbt.**

Der kleinen Eva war ein gar niedliches Käzchen geschenkt worden, und sie liebte es mehr als alle ihre Puppen und all ihr Spielzeug. Aber eines Tages stürzte des Nachbars großer Hofhund auf das arme Tierchen los und machte seinem Leben ein grausames Ende. Groß war Eochens Schmerz und Entrüstung. Laut schluchzend verbarg sie sich im Garten und wollte sich lange nicht trösten lassen.

Nach einigen Tagen fand sie am Fenster der Wohnstube einen Vogelbauer hängen und in demselben einen wunderschönen Kanarienvogel, ein Geschenk ihrer lieben Eltern. Die Freude war so groß, daß sie allmählich ihr armes Käzchen vergaß und mit Wonne dem süßen Geschmetter des Böggleins lauschte. Sie versorgte es auch treulich mit Futter und fühlte sich ganz reich in

ihrem Besitz. Doch eines Morgens, als sie eben wieder den kleinen Trog mit Körnern füllen wollte, sah sie am Boden des Käfigs ihren goldigen Liebling regungslos liegen, kalt und steif und tot. Diesmal weinte Evchen nicht laut, aber traurig und schweigsam ging sie umher. Sie war fleißig und gehorsam, aber sie schien sich über nichts freuen zu können.

Eines Abends fand der Vater sein liebes Mägdlein in der Ecke des großen Lehnstuhls zusammengekauert. Es ging ihm zu Herzen. „Evchen,“ sagte er, „soll ich dir ein Hündchen schenken, das überall mit dir herumspringen würde?“ — „Nein, danke, Papa,“ antwortete das Kind und wandte das stille Gesichtlein dem Vater zu. „Aber vielleicht Kaninchen? Oder ein Eichhörnchen?“ fuhr der Vater fort. „Hättest du das gern?“ — „Nein, danke, Papa.“ Dann plötzlich, die Arme um des Vaters Hals schlingend und in Tränen ausbrechend, rief Evchen: „O Papa, lieber, lieber Papa, kannst du mir nicht etwas geben, das nicht stirbt?“

Der Vater war tief gerührt. Er erlaubte seinem Kind, den lang zurückgehaltenen Schmerz an seiner Brust auszuweinen. Endlich sagte er mit leiser, ernster Stimme: „Meine Eva, ich kann dir nur ein Gut anbieten, das niemals stirbt und nie vorübergeht, und das ist Jesus. Willst du Ihn zu deinem Eigentum haben? Er verschmäht es nicht, sich dir zu schenken; Er wird dich immer lieben und dich nie verlassen. Alles andere vergeht und stirbt.“ — „O Papa, ich möchte gern Jesus mein eigen nennen können,“ flüsterte die Kleine mit verständnisvollem Blick. — „Dann wollen wir es Ihm sagen; Er ist uns nahe.“ Und zusammen knieten sie nieder, und an jenem Tag hat Eva ihren Heiland ins Herz aufgenommen, und Er hat sie nie wieder verlassen.

Ist Jesus auch dein Eigentum? Wenn nicht, dann suche Ihn, wende dich vertrauensvoll zu Ihm; Er liebt dich, Er starb für dich. Bei Ihm findest du Vergebung und ewiges Leben und Friede und Freude immerdar.

Hört noch eine zweite Geschichte, wie der Heiland ein Herz glücklich macht.

### „Nicht allein.“

Es war der Neujahrstag 1825. Schnee und Eis lagen auf den Gärten und Feldern, die ein schönes Landgut im südlichen

England umgaben, aber kein rauhes Lüftchen drang in das Gemach, in dem eine junge Mutter und ihr siebenjähriges Töchterlein im traulichen Gespräch beim lodernden Kaminfeuer saßen. Sie waren unzertrennliche Gefährten, diese Mutter und das Kind; und meistens waren sie allein, denn der Gatte und Vater, ein hochgestellter Offizier der englischen Armee, war in jenen bewegten Zeiten vielfach im Dienst oder auf dem königlichen Schloß.

Zweiundsiebzig Jahre sind vergangen seit jenem Neujahrstag, und aus der kleinen Doris ist eine silberhaarige Greisin geworden. Aber jenen Nachmittag hat sie nie vergessen, und jedes Wort des denkwürdigen Gesprächs, das sie damals mit der heißgeliebten Mutter hatte, ist in ihrem Gedächtnis eingegraben geblieben.

„Was würde mein Töchterchen dazu sagen,“ so hob die junge Frau an, „wenn ich bald, sehr bald, eine lange Reise antreten würde?“

„O Mutter, nimm mich mit!“ bat die kleine Doris.

„Das kann nicht sein, mein Liebling; Mütterchen muß ohne dich gehen, nicht einmal Vater kann mich begleiten.“

„Aber er muß mitgehen!“ rief das Kind eifrig, „du würdest dich ja fürchten, eine Reise allein zu machen. Du bist doch nicht gesund.“

„Ja, meine Doris, ich würde mich fürchten, wenn ich allein gehen müßte, aber ein lieber, mächtiger Freund wird mich auf dem ganzen Wege begleiten.“

„O Mutter, kenne ich ihn? Habe ich ihn auch schon gesehen?“

„Nein, liebes Kind, du hast ihn nie gesehen, und ich fürchte, du kennst ihn auch noch nicht. Ich habe ihn auch noch nie gesehen, aber ich kenne ihn gut.“

„Dann weiß ich, wer es ist. Es ist gewiß einer von den großen Generalen, die Vaters Freunde sind; aber wohin willst du gehen?“

Sanft zog die Mutter ihr Töchterlein an ihr Herz. „Das Land, dahin ich gehe, ist sehr schön, aber ich denke nicht sowohl an das Land, als vielmehr an den Freund, der mich begleiten wird, und mit dem ich ewig dort sein werde.“ Als die großen, dunklen Kinderaugen fragend und ängstlich zu ihr aufblickten, fuhr sie fort:

„Das Land ist der Himmel, meine Doris, und der Freund,

der mich dahin führen wird, ist mein Herr Jesus Christus, mein Heiland. Er wird mich vor allem Übel beschützen.“

Dann verstand die arme Kleine, was die Mutter meinte. „Du wirst sterben, du wirst sterben!“ schrie sie. „Aber Vater kann gewiß etwas tun, um das zu verhindern. Er wird dich gewiß nicht gehen lassen. Auch ich nicht.“

„Doch, mein Kind, dein Vater kennt und liebt den Heiland auch, auch gibt er mich Ihm hin. Unsere große Bitte ist nun die, daß auch du nachkommen mögest.“

Es ist begreiflich, daß dies Gespräch dem kindlichen Gemüt tief eingeprägt blieb, denn wenige Tage später ging die vielgeliebte Mutter heim. Doris erinnert sich, das süße, bleiche Gesicht der entschlafenen Mutter betrachtet zu haben, wie es so friedlich auf dem weißen Kissen lag.

„Mein teures Kind,“ hatte die Mutter noch vor ihrem Heimgang gesagt, „der Herr holt mich früher, als wir es erwarteten; heute schon gehe ich zu Ihm. Denke daran, daß deine Mutter sich nicht gefürchtet hat, mit Ihm zu gehen. Er hat am Kreuz für meine Sünden Sein teures Blut vergossen und seitdem ich Ihn kenne, mich nie allein gelassen, und Er will auch dein Heiland werden und dich zur ewigen Herrlichkeit bereiten. Er will gern dein Freund und Führer sein auf jedem Schritt und Tritt.“

Wenige Stunden nachher war die teure Mutter bei dem Herrn.

Jahre vergingen. Die Erinnerung an den Heimgang der Mutter blieb, aber den Heiland, Freund und Führer ihrer Mutter hatte Doris nicht kennen gelernt. In ihrem einundzwanzigsten Jahre verlor sie den Vater, der ein gläubiger, treuer Christ gewesen war und sich nach Kräften der Erziehung seines einzigen Kindes gewidmet hatte.

Nun stand die Waise allein in der Welt, reich an irdischen Gütern, aber innerlich arm und sehr einsam. Bei einer verwandten Familie hatte sie ein Heim gefunden, und um das nagende Gefühl der Verlassenheit zu verscheuchen, warf sie sich mit einer wahren Leidenschaftlichkeit in alle möglichen Vergnügungen.

So kam das Frühjahr 1841. Doris wohnte auf dem Lande und verbrachte manche Stunde eines jeden Tages mit Reiten, wobei sie stets von einem alten und treuen Diener ihres Hauses begleitet wurde. Eines Tages, als sie eben von einem Ritt zurückkehrte, sagte sie:



Die kleine Doris.

„Ach, ich wollte, ich dürfte jeden Tag zwölf Stunden lang reiten. Es ist die einzige Unterhaltung, bei der ich wirklich vergnügt bin.“

„Entschuldigen Sie mich, gnädiges Fräulein,“ sagte der ergraute Diener, „das Buch, das meiner seligen Herrschaft Licht und Führer war, sagt: ‚O, daß du auf meine Gebote merktest, so würde dein Friede sein wie ein Strom;‘ ja, es spricht von einem Frieden und einer Freude, die nie vergehen.“

Etwas überrascht, aber doch nicht unwillig, suchte Doris etwas Scherzhaftes zu erwidern: „Ich will die Trauerwolken schon abschütteln,“ sagte sie. Aber der alte Diener, der nun einmal Gelegenheit bekommen hatte, seiner jungen Herrin etwas zu sagen von dem, das sein Herz erfüllte, fuhr fort:

„Fräulein Doris, Sie sind nicht glücklich. Entschuldigen Sie die Freiheit, die ein alter Mann sich nimmt, aber ich sehe alles so klar und deutlich. Die Welt sagt Ihnen: Folge mir, ich will dich glücklich machen. Die Vergnügungen sagen Ihnen: Folge uns, wir wollen dafür sorgen, daß du immer heiter bist. — Und siehe, die ganze Zeit steht Jesus, der Erlöser, unbeachtet da und sagt: Folge mir! Ich allein kann dich retten und sicher und herrlich führen. Mein Weg ist wohl schmal und manchmal rauh und steil, aber es ist der allein richtige und gesegnete Weg und führt zu Freuden, die immer und ewig währen.“

Doris hörte aufmerksam zu, aber antwortete nichts, sondern ritt allein voran. Der treue, alte Diener dachte, sie sei wohl recht erboft über ihn, als sie aber vor der Haustür abstieg, flüsterte sie:

„Johann, bete für mich; ich gestehe, ich bin entsetzlich unglücklich.“

Und dennoch sah man die arme unglückliche Herrin des treuen Dieners einige Stunden später im hell erleuchteten Ballzimmer, tanzend und scherzend, als ob sie die Fröhlichste unter den Fröhlichen wäre. Da ward sie unterbrochen.

Ein Diener meldete eine Wärterin vom Spital, die mit der dringenden Botschaft kam, Fräulein Doris möchte eilig kommen und von ihrem Better Friedrich Abschied nehmen, er sei am Sterben. Dieser Better war ein lebenslustiger Herr, der auch zum Ball erwartet worden war, aber vor einigen Stunden, durch einen Fall vom Pferde, tödlich verwundet, ins Spital gebracht wurde. Nun verlangte er sehnlich danach, seine Cousine, Fräulein Doris, noch einmal zu sehen. Fräulein Doris war tief

erschüttert, und ohne sich umzukleiden, fuhr sie mit der Wärterin zum Spital.

Als sie im Krankenhaus ankamen, hatte der Patient seine Besinnung verloren. Stunde um Stunde verging. In ihrem weißen Ballkleid und ihrem Perl schmuck saß Fräulein Doris neben dem Bett, auf dem der sterbende Jüngling lag. Endlich kehrte das Bewußtsein wieder.

„Ich wünsche meine Cousine Doris zu sehen,“ bat der Kranke.

„Ich bin ja hier, lieber Friedrich,“ sagte diese. „Siehst du mich denn nicht?“

„Nein, ich sehe nichts, kleine Doris,“ erwiderte er. „Es ist alles dunkel, dunkel. Dunkel im Zimmer, und solch rasender Schmerz im Kopf und in den Augen. Aber noch viel dunkler ist's in meinem Herzen.“

Fräulein Doris war fast verzweifelt. Was konnte sie sagen? Während sie darüber nachdachte, schwand des Kranken Besinnung wieder. Da kamen ihr jene längst gehörten Worte in den Sinn: „Denke daran, daß deine Mutter sich nicht gefürchtet hat, mit Jesu zu gehen. Er hat mich nie allein gelassen.“ Und sie mußte sich sagen: „Den Freund, den meine Mutter liebte und dem sie vertraute, kennt der arme Vetter nicht, und den kenne ich auch nicht; und doch hat die Mutter mir gesagt, Er würde gern mein Führer werden auf jedem Schritt und Tritt.“

In Eile schrieb sie einige Zeilen an den treuen, alten Diener Johann. „Er könnte dem Sterbenden den Weg des Heils zeigen,“ sagte sie sich, „denn ach, ich kenne ihn nicht.“

Nach einer Stunde öffnete der Jüngling seine Augen noch einmal. „O Doris,“ hauchte er, „es ist mir, als gleite ich hinunter und weiß nicht wohin. Es ist so schrecklich dunkel, und ich muß ganz allein gehen!“

Das waren seine letzten Worte.

Die arme Doris brach fast zusammen, und trotz ihrer starken Gesundheit hatte die Aufregung jener Nacht eine Krankheit zur Folge, die sie mehrere Wochen an das Bett fesselte. In der Stille ihres Zimmers, wo sie allein war mit Gott, vernahm sie die Stimme des Heiligen Geistes, der zu ihrem armen, unbefriedigten Herzen sprach, und zitternd legte sie ihre schwache Hand diejenige des mächtigen Heilands, den sie nun endlich zum er aus Sünde und Verderben und zum Freund und Führer Lebens annahm.

Aus jener ernsten Stille ging Doris hervor als eine neue Kreatur und, stark in der Gnade und Macht ihres Erlösers, konnte sie ihren Freunden und Bekannten verkündigen, was der Herr Großes an ihr getan hatte. Er segnete sie auch fernerhin und setzte sie zum Segen für ihre Umgebung, auch nachdem sie verheiratet war und Kinder und Kindeskinde um sich aufwachsen sah. Die Erinnerung an die beiden Sterbebetten, von denen wir erzählt haben, der Eindruck des gewaltigen Unterschieds zwischen einem Leben und Sterben mit Jesu und einem Dahinfahren ohne Ihn, begleitete sie durch ihr ganzes Leben. Und heute, in ihrem achtzigsten Lebensjahr, hat sie dem Schreiber dieser Zeilen gestattet, ihre Bekerung und Erfahrungen niederzuschreiben zum Segen für jung und alt. Sie wünscht es, zu bezeugen, „daß sie selig gewesen ist in der Gemeinschaft und dem Dienst ihres guten und treuen Erlösers und Herrn, der ihr viel mehr Freude gab, als sie je sonst gefunden hätte,“ und sie möchte namentlich die jungen Leser bitten, „sich nicht hinein zu wagen in das Leben, ohne sich zuvor mit Seele, Geist und Leib den Händen Dessen übergeben zu haben, der für sie Sein teures Blut vergossen hat. Er allein, der am Kreuze für euch starb und nun zur Rechten Gottes in dem Himmel thront, vermag euch zu erlösen und dann Schritt für Schritt zu leiten als der treue, gute Hirte bis hin zum seligen Schauen Seines Angesichts in ewiger Herrlichkeit.“

Seht, ihr lieben jungen Freunde, das ist, was ich euch sagte: Wollt ihr wahre Jugendfreude finden, die immer bleibt, so folgt dem Ruf des Herrn und Heilandes, der zu jedem von euch sagt: „Gib Mir dein Herz!“ „Folge Mir nach!“ —



## „Er heißt Wunderbar.“

(Jes. 9, 6.)

Ein Kind ist uns geboren,  
Sein Nam' ist wunderbar,  
Es hat sich auserkoren  
Der Sünder große Schar;  
Er nahm auch mich zu eigen,  
Dem alles doch gebracht,  
Dem wunderbaren Heiland  
folg' ich nun fröhlich nach.





„O Jugend,  
paradiesisch Land!“

O Jugend, paradiesisch Land,  
Hier lachen Tal und Höhen!  
Durchzieht man sie an Jesu Hand,  
So wird sie erst recht schön.  
Sie schwindet wie ein Morgentraum,  
Verblüht wie Blumenflor,  
So leise, ach, man merkt es kaum,  
Wie bald sie sich verlor.  
Nur einer Blume Duft und Lust  
Besiegt der Jahre Macht;  
Das Glück, das an des Heilands Brust  
Den Gläubigen erwacht.  
Von Kindheit an in Jesu Hut  
Zu pilgern himmelwärts:  
Da hat man freien, frohen Mut  
Und ein beglücktes Herz.  
Da streut man edlen Samen aus  
Vom Morgen bis zur Nacht;  
Und voll wird einst im Vaterhaus  
Die Ernte eingebracht.

## Karl von Linné.

Einer der größten Naturforscher aller Zeiten war der Botaniker Karl von Linné. Er wurde als der Sohn eines Predigers am 23. Mai 1707 in Raschult in Schweden geboren. In dem schönen „Wonnemonat“ erblickte er das Licht der Welt. Und man möchte denken, daß er es diesem Umstand zu verdanken gehabt, daß er sein Leben lang von Kindheit an ein Freund der Natur und besonders der Blumen und Pflanzen gewesen ist. — Als kleiner Knabe schon stand er am liebsten vor den Blumen am Fenster oder im Garten und beschäftigte sich mit seinen Lieblingen.

Frühe schon legte er sich auch eine Pflanzensammlung an. Da er keine Blumenpresse hatte, legte er die aus Wald und Flur mitgebrachten Blumen und Blätter in die dicksten Bücher im Hause, deren er habhaft werden konnte. Eines derselben war die große Bibel seiner teuren Mutter. Aber zugleich wußte er auch, daß die Bibel das beste Buch ist, das wir besitzen, das Buch Gottes. Darum vertraute er seine Lieblinge am liebsten der Bibel an. —

Als die Mutter des kleinen Burschen dies entdeckte, rief sie ihn herbei und sagte: „Höre, mein liebes Kind, du mußt deine Pflanzen und Blumen nicht in meine schöne Bibel legen. Es wäre eine Sünde, das heilige Buch so zu verderben.“

„O bitte, vergib mir, liebe Mutter,“ erwiderte der Kleine, „aber dieses sind die schönsten Blumen, die ich jemals gesehen habe, so dachte ich, ich wollte sie im besten Buche aufbewahren. Ich habe oftmals dich und den Vater sagen hören, die Bibel sei das Buch des Lebens, und wenn ich nun diese schönen Blumen zwischen die Blätter des Lebensbuches lege, so werden sie doch ihre prächtigen Farben behalten, nicht wahr, und die Bibel wird sie ewig frisch und lebendig erhalten.“

„Liebes Kind,“ sagte die Mutter lächelnd, „wenn wir die Bibel das Buch des Lebens nennen, meinen wir nicht das natürliche Leben, das wir vor uns sehen, sondern das geistliche Leben zum Heil und Wachstum unserer Seelen. Denn jeder Gedanke, den wir denken, ist eine Pflanze, die im Garten unserer Seele gewachsen ist. Dort, wie im Erdreich, wachsen viele verschiedene Pflanzen, einige von wunderbarer Schönheit und andere häßlich und schmutzig mit Flecken der Sünde. Aber immer,



Der kleine Blumenfreund.

wenn wir demütig und betenden Herzens in der Heiligen Schrift lesen, so wird ein Samenkorn in unser Herz gesäet, das sich mit der Zeit zur herrlichen Blume entfaltet und heilige Früchte trägt.“

„O, wie schön du sprichst, Mutter,“ sagte Karl.

„Ja, du mußt fleißig die Bibel lesen,“ fuhr die Mutter fort, „und in deinem Herzen wird der gute Same aufgehen, aber ich fürchte — —“

„Was fürchtest du, Mutter?“ unterbrach sie der Kleine.

„Ich fürchte, du liebst diese Erde zu sehr, als daß du viel nach jenen Blumen fragst und suchst, welche ewig blühen; die da gepflanzt und gewässert werden von dem ewigen Worte Gottes und von den Tränen zu Gethsemane.“

„O nein, Mutter,“ rief der Knabe, „ich werde nie meine Bibel vergessen. Aber wenn ich eine Blume sehe, so denke ich: Warum läßt Gott diese kalte feuchte Erde so liebliche Gewächse mit solch herrlichen Farben hervorbringen? Will Er uns nicht durch ihren schönen Anblick erfreuen und glücklich machen? Und dann meine ich, die Blumen sprechen zu uns mit ihren süßen Lippen: ‚Seht uns an und denkt daran, wie gut Gott ist.‘ O, Mutter, jede Blume muß auch ein Gedanke Gottes gewesen sein.“

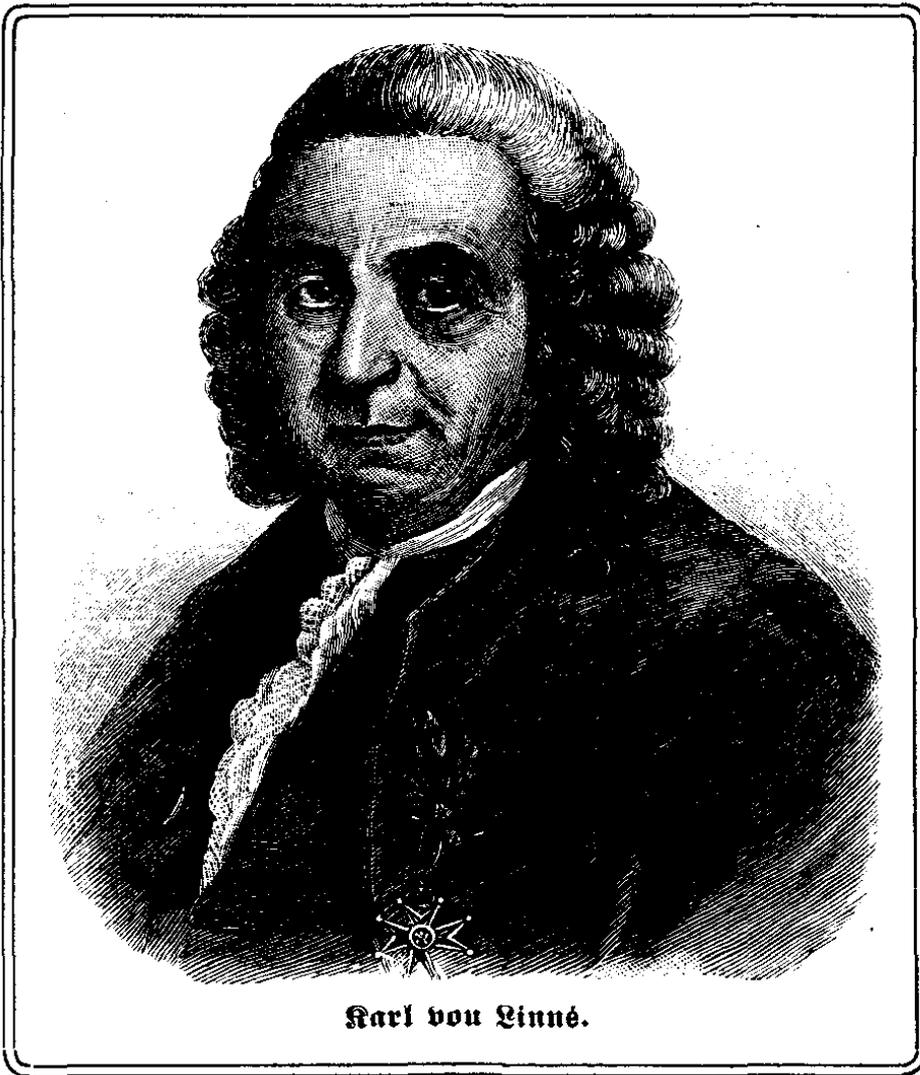
„Wie sprichst du, Kind,“ sagte die erstaunte Mutter, „ja, gewiß, du hast recht, so muß es sein. Und so sind auch wir Menschen erschaffen, um Gott darzustellen, der Licht und Liebe ist, und sollen Seine Kinder werden.“

Der große Naturforscher hat diese Botanikstunde bei seiner Mutter nie vergessen. Er hielt sein Versprechen; er liebte und schätzte die Bibel mehr, als alle seine Bücher und als alle seine eigenen gelehrten Schriften. Und in allen seinen Werken erkannte und rühmte er die Weisheit seines Gottes. Es wird von ihm erzählt, daß er, als er in England ein Feld voll Bergginster sah, das in seiner goldenen Blütenpracht sich vor ihm ausdehnte, auf seine Kniee niederkam und Gott mit Tränen der Freude in den Augen dankte, daß Er solche wunderbare Schönheit geschaffen habe.

In der Schule zwar machte der kleine Bursche zuerst keine besonderen Fortschritte; darum nahm ihn sein Vater von den Büchern weg und tat ihn zu einem Schuhmacher in die Lehre. Aber auf dem Schusterstuhl gefiel's Karl noch weniger als auf der Schulbank. Und als ein Arzt bei dem jungen Burschen die große Freude an Pflanzen und Blumen entdeckte, nahm er ihn zu sich ins Haus und unterrichtete ihn. Hier fiel Karl ein Buch in die Hände, das ihn noch weit mehr zu seinen lieben Blumen und Pflanzen zog: „Die Anfangsgründe der Botanik“. Er entschloß sich nun, sich ganz dieser Wissenschaft zu widmen.

Als er genügend vorbereitet war, kam Linné nach Upsala auf die Universität. Da ging es ihm recht knapp. Der Arzt und auch seine Eltern waren arm. Seine Lehrer und Mitstudenten halfen ihm aber, so gut sie konnten; und Karl war gottesfürchtig und genügsam. Er schämte sich nicht, in alten geschenkten Kleidern zu gehen, seine Schuhe selbst zu flicken und zu nähen u. a. m.

Als Karl Linné später ein berühmter Mann war, dankte er



Karl von Linné.

Gott wiederholt öffentlich für die durchlebte Armut und für Seine Hilfe in der Not.

Da der junge Mann gern die Natur auch in anderen Himmelsstrichen kennen lernen wollte, so reiste er viel. Er wurde Schiffsarzt, nahm aber auch Anstellung in Holland und England. Viel Mut und Ausdauer zeigte er besonders auf seiner Reise in Lappland in den Einöden und Abgründen. In allen seinen

Reisen und Studien zeigte Linné viel Gottvertrauen und gab bei den Erfolgen Gott den Ruhm. —

Im Jahre 1737 schrieb Linné sein berühmtes Werk: „Die Einteilung der Pflanzen nach den Staubgefäßen und Stempeln.“ Diese neue Einteilung in Klassen und Ordnungen, „das Linnésche Pflanzensystem“ genannt, machte großes Aufsehen. Sein Wissen verschaffte ihm durch seine Bücher einen großen Ruhm über ganz Europa; und im Jahre 1741 wurde er Professor der Medizin und Botanik in Upsala, wo er einst ein gar armer Student gewesen war. Später wurde er noch Leibarzt des Königs und in den Adelsstand erhoben.

Immer aber blieb Linné demütig und gab Gott in seinen Schriften die Ehre und pries des Schöpfers Allmacht und große Weisheit und Güte. Auch begann er seine Bücher meist mit einem Spruch aus der Heiligen Schrift; und über der Tür seines Zimmers standen die Worte: „Gott sieht dich; hüte dich, zu sündigen!“

Ja, ihr Kinder, möchte auch bei euch Gottesfurcht und Fleiß und Treue gefunden werden: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang.“



### Drei schlimme Gelöbnisse.

**D**er Diener einer vornehmen Familie in Berlin trat am 2. Dezember 1843 in einen Branntweinladen und forderte ein Glas Likör. Der Wirt, bei dem er ein älterer Kunde war, fragte ihn, warum er so lange sich bei ihm nicht eingefunden. Der Diener in reicher Jägerlivree klagte über den schweren Dienst, den er habe, und bei dem er oft nicht wisse, wo ihm der Kopf stehe, zumal jetzt gerade, denn das älteste gnädige Fräulein mache heute Hochzeit. Alles Silberzeug habe seit einigen Tagen herbeigeholt und gepuzt werden müssen; jetzt aber müsse er noch zum Goldarbeiter, um einen Armleuchter zu holen, der dort in Arbeit sei. Der Jäger trank aus und ging.

Im Winkel der Stube saß ein alter, guter Kunde des Ladens, der den Wirt über Namen und Herrschaft des Jägers befragte, und als er Auskunft erhalten, sich auf eine Bank im Hintergrunde zurückzog, wo er mit noch zwei anderen seines Schlages ein leises

Gespräch begann. Sie bezahlten alle drei und verließen zugleich den Schenkladen.

Im Dunkel der Straße setzten sie ihr Gespräch fort, verabredeten ihr Diebesunternehmen vollends und trennten sich unter folgender Zusage. Der eine sagte: „Ich will des Teufels sein, komme ich nicht.“ Der zweite: „Bruder, verlaß dich auf mich; wenn ich nicht das Bein breche, so komme ich.“ Der dritte sagte: „Und soll mich's zehn Jahre kosten, ich bin dabei.“

„Schlag zwei Uhr, wenn der Wächter vorbei!“ war das Losungswort, unter welchem sie sich trennten.

Das Haus, in welchem die Herrschaft des Jägers wohnte, stieß mit dem Hintergebäude auf eine Gasse, von welcher aus die Diebe ihren Einbruch bewerkstelligten. Kein Wächter störte sie, als sie mit dem Schlage zwei Uhr eine mitgebrachte Leiter an ein Fenster des oberen Stockes setzten. Der vorderste drückte ohne Geräusch eine Scheibe ein und öffnete das Fenster, durch welches alle drei ins Haus gelangten; sie waren mit Urten, Nachschlüsseln und Säcken versehen. Der letzte zog die Leiter nach sich herein und lehnte sie auf dem Gange, wo sie sich befanden, an die Wand. Sie schlichen auf dem Gange fort bis zu einer Treppe, welche nach dem Hofe führte. Über den Hof gingen sie ins Vorderhaus. Die Hoftür war nur angelehnt; die Glastür des Vorsaals fanden sie verschlossen. Mit Hilfe eines Dietrichs wurde sie leicht geöffnet; ebenso auch die Flügeltür, welche zu dem großen Saale führte, wo das Hochzeitsmahl gefeiert worden war.

Alles war tief still, als sie ihre Diebslaterne anzündeten und bei deren matten Scheine auf der noch unabgeräumten, langen Tafel den ganzen Reichtum an Silbergeschirr entdeckten. Freudig erstaunt griffen sie hastig, doch ohne den geringsten Lärm zu machen, zu, und warfen und stopften in die Säcke, was ihnen wertvoll schien und darin Platz hatte.

Auch dieses Werk war vollkommen gelungen, und mit leisem Schritt machten sie sich auf den Rückweg. Derselbe Jäger, welcher, ohne es zu wissen, der Verräter seiner Herrschaft geworden, war inzwischen erwacht, nicht durch das Geräusch, sondern durch einen kalten Luftzug, der über sein Gesicht strich. Er schloß in dem Hinterhause; seine Kammer ging auf den Gang. Der Luftzug kam aus der zerbrochenen Scheibe. In der Meinung, er oder ein anderer habe ein Fenster offen gelassen, sprang er auf, um es zu schließen. In der Dunkelheit tappend, stieß er an eine Leiter,

die nie hier gestanden hatte. Seine nackten Füße traten auf Glasscherben, und beim nächsten Blick bemerkte er die eingeschlagene Scheibe. Schnell erkennend, was es hier gebe, und rasch entschlossen sprang er nach der Kammer zurück, riß den Hirschfänger aus der Scheide und war schon auf dem Gange, als er die Diebe die Treppe heraufkommen hörte. Mutig stürzte er ihnen entgegen, „Diebel! Diebel!“ schreiend. Sie warfen ihre Säcke weg. Der eine schwang seine Axt und wollte auf den Jäger losgehen. Geschickter aber hatte dieser bereits, ehe jener seine schwere Waffe gebrauchen konnte, ihm mit der Klinge einen Hieb über den Kopf gegeben, daß er besinnungslos niederstürzte. Der zweite war währenddessen rasch durch das offene Fenster auf die Straße gesprungen. Der dritte, vor Angst und Furcht regungslos, wagte weder zu fliehen, noch Widerstand zu leisten. Der Jäger hielt ihn gepackt, während auf sein Schreien die anderen Hausbewohner erwachten und herbeieilten. Von draußen war auch der Nachtwächter herbeigekommen und schrie hinauf, was es denn gebe, auf dem Steinpflaster liege ein Kerl, der jämmerlich ächze.

Die Polizei war bald herbeigerufen und verhaftete die Diebe. Zwei von ihnen wurden ins Gefängnis-Lazarett gebracht. Derjenige, den der Hirschfänger des Jägers getroffen, derselbe, der am Abend das furchtbare Beteuerungswort: „Ich will des Teufels sein,“ gesprochen, konnte nicht mehr vernommen werden. Die Wunde war zu tief ins Gehirn gedrungen. Nach einem elfstündigen Todeskampfe verschied er schon am Tage darauf. Man erkannte in ihm einen mehrfach bestrafte Dieb und Betrüger, einen ehemaligen Schreiner, der ein wüstes Leben geführt, und bei dessen Leichenöffnung sich ergab, daß sein Körper dermaßen von Ausschweifungen und Branntwein verwüstet war, daß der Hieb des Jägers ihn nur vor einem langsamen, qualvollen Tode bewahrt hatte. Der zweite Verwundete, ein Maurer, hatte den rechten Schenkel durch den Sprung aus dem Fenster an zwei Stellen gebrochen. Das Gehirn war erschüttert, die Brust aber so angegriffen, daß er nur wenig sprechen konnte. Auch in ihm erkannte man einen mehrmals bestrafte Dieb und Bagabunden. Seine schlechten Säfte erschwerten die Kur; der Brand war in das rechte Bein gekommen und es mußte, um sein Leben zu erhalten, ihm abgenommen werden. Als der Arzt es ihm ankündigte, schien in seinem Wesen eine Veränderung vorzugehen. Er, der bisher jeder Ermahnung verschlossen geblieben war, seufzte

tief auf und rief plötzlich: „Ja, es lebt ein gerechter Gott!“ Er wünschte, daß ein Prediger kommen möchte und mit ihm redete über das Heil seiner unsterblichen Seele. Böllig gebrochen und zerknirscht suchte er Frieden mit Gott, den er auch fand in dem Blute des Lammes, welches auch für ihn am Kreuze geflossen war. Bei der Schenkelabnahme blieb er standhaft und fiel erst in Ohnmacht, als der Verband angelegt wurde. Die Operation ging gut von statten. Er legte vor Gericht ein vollständiges Bekenntnis ab. Schon nach drei Wochen war sein Bein geheilt.

Als Stelzfuß verrichtete er dann Dienste eines zweiten Krankenhärterers im Gefängnis-Lazarett, und seine Borgesetzten waren von seiner wahrhaften Befehrung zu Gott überzeugt und mit seinem Betragen sehr zufrieden. Er war es, der an jenem verhängnisvollen Abend das gottlose Wort gesprochen hatte: „Wenn ich nicht das Bein breche, so komme ich.“

Der dritte aber, der jüngste unter ihnen, der mit dem Worte: „Und soll mich's zehn Jahre kosten,“ weggegangen war, wurde wirklich wegen gewaltsamen Einbruchs zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. „Ja, es lebt ein gerechter Gott.“



### Zwei zweisilbige Silbenrätsel.

1.

Bei Gott nur ist die Erste zu finden,  
Die Zweite im Walde, in stillen Gründen;  
Das Ganze in Württemberg eine Stadt,  
Die aus alter Zeit ihren Namen hat.

2.

Mit G bin ich ein reiches Land gewesen,  
Du kannst von mir in deiner Bibel lesen.  
Mit R blüh ich in deinem Garten  
In tausendfältig schönen Arten.  
Mit P werde eine Stadt ich nennen,  
Auch als Provinz wirst du mich kennen.

---

### Biblisches Rätsel.

Wo findest Petri Weibs Erwähnung du  
Und was ruft Petrus allen Frauen zu?



## Ein treuer Begleiter des Menschen.

Ein treuer und auch gar kluger Begleiter des Menschen ist der Hund. Rührend ist seine Anhänglichkeit an seinen Herrn. Nur der Tod kann sie scheiden. Und wie viele sind der Fälle, da ein Hund für seinen Herrn oder dessen Gut das Leben ließ oder anderen das Leben rettete. Auf unserem Bilde zwar sehen wir, wie ein Hund zu spät zur Stelle kam, um seinen Herrn zu retten. Heulend und winselnd schaut er ihm nach in die Tiefe. — Wegen seiner Anhänglichkeit, Treue und Klugheit erfreut sich der Hund auch so großer Beliebtheit bei den Menschen, besonders aber bei der Jugend.

In folgendem möchte nun die „Jugendfreude“ euch einige Geschichten bringen, die von der Treue und Klugheit des Hundes zeugen.

### Juno, die Retterin des Kindes.

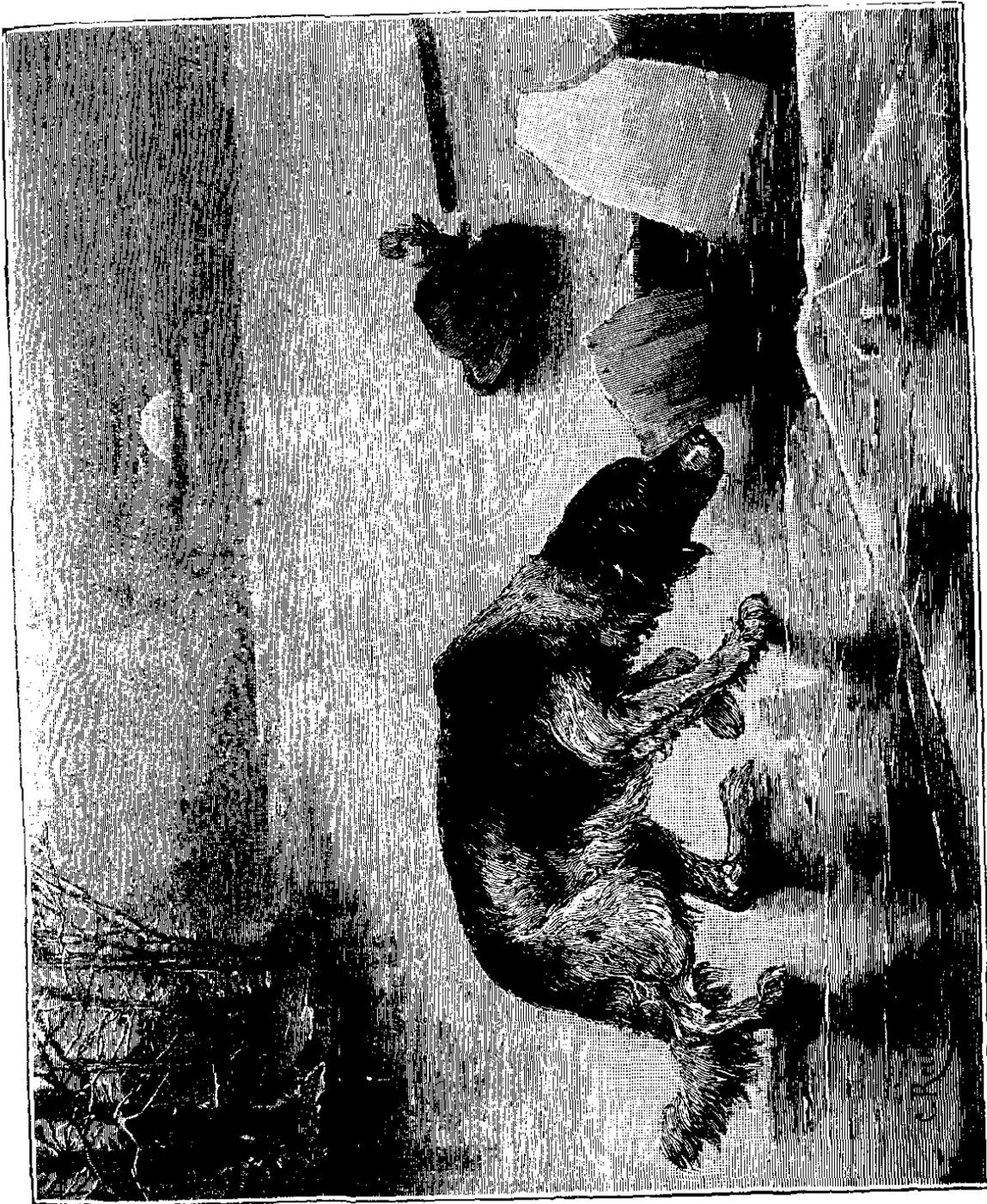
Juno ist ein prächtiger Hund, der so groß ist, daß er, wenn er am Tische steht, bequem seinen Kopf darauf legen kann. Er gehört einem Freunde des Schreibers und ist der Liebling aller im Hause, und selbst die Hausfrau, die ich öfter ihren Kindern einen Verweis geben hörte, wenn sie mit schmutzigen Stiefeln in die Stube kommen, sagt nichts, wenn die Spuren von Juno — so heißt der Hund — auf dem Teppich zu sehen sind.

Mein Freund mußte wohl wiederholt die Verwunderung darüber auf meinem Angesicht gelesen haben, und so erzählte er mir denn, welcher Begebenheit Juno dies Vorrecht zu danken habe:

„Vertrautere Freunde als Juno und Gretchen, mein jüngstes Töchterchen, könnte man sich nicht denken. Sie konnten einen ganzen Vormittag spielen und sich auf dem Grasplatz vor dem Hause herumtummeln, und es war rührend, zu sehen, wie vorsichtig der große Hund mit dem zarten, kleinen Mädchen umging. Eines Tages war es, gefolgt von Juno, einem kleinen, an unseren Garten grenzenden Flusse zugeeilt. Dort lag ein kleines Boot, welches die älteren Brüder von Gretchen zu benutzen pflegten. Sie probierte, hineinzusteigen, doch als sie den Fuß auf den Rand des Schiffchens gestellt hatte, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Kein Mensch merkte das Unglück, und sicher wäre das Kind ertrunken, wenn nicht Juno im Augenblick in das Wasser gesprungen wäre, sie bei den Kleidern gepackt und so an

das Land geschleppt hätte. Er hatte große Mühe; das Kind war bereits bewußtlos.

Nun blieb er einige Augenblicke bellend stehen, doch da nie-



„Zu spät!“

mand auf sein Rufen erschien, lief er in aller Eile dem Hause zu, kam in die Wohnung und trotz des Verbotes in die Stube; er war so gewöhnt, daß er sonst nur bis in den Hausflur

kam. Meine Frau, die allein im Wohnzimmer war, entsetzte sich, als der Hund naß und atemlos hereinstürmte und alle Anstrengungen machte, sie nach der Thür zu ziehen.

Sie trachtete, ihn abzuwehren, doch diesmal ließ Juno sich nicht vertreiben, sondern lief ängstlich heulend nach der Thür, kam zurück, lief wieder nach der Thür, kam nochmals zurück, faßte meine Frau aufs neue an dem Saum des Kleides und versuchte, sie nach der Thür zu ziehen.

Mittlerweile kam ich herein, und meine Frau machte mich auf das sonderbare Gebaren des Hundes aufmerksam und fragte zugleich ängstlich nach Gretchen. Als dieser Name genannt wurde, begann der Hund noch lauter zu heulen und sprang wieder nach der Thür. Nun wurde uns klar, daß mit dem Kinde etwas geschehen sein mußte. Eilig folgten wir dem Hunde und fanden unser Töchterchen bewußtlos auf der Stelle, wohin das treue Tier es gebracht.

Es war nicht zu spät, das Kind ins Leben zurückzurufen. Und von da ab war Juno aller Liebling im Hause, dem auch der Zutritt in das beste Zimmer gewährt wurde." —

Ach, wie schön wäre es, nicht wahr, wenn doch jeder Mensch dem besten und größten aller Retter so Herz und Haus öffnen wollte, Ihm, der alle, die Ihm vertrauen, von ewigem Tod errettet hat durch Seinen Tod am Kreuze! —

Hört nun noch eine zweite Geschichte, die uns ein Missionar berichtet hat und uns von der Klugheit des Hundes Zeugnis gibt.

### **Der tapfere Jock im Schneegestöber.**

„Ich sehe meine Mutter nicht wieder und du deine Frau und Kinder nicht,“ sagte in herzbeweglichem Ton ein stattlicher junger Indianer, als wir beide an einem grimmen Wintertag auf dem Winnipegsee (Nordamerika) in ein Schneegestöber geraten waren. Wir hatten jeder ein prächtiges Hundegespann, aber wir waren ohne einen Führer. Die Sache verhielt sich nämlich so: Vom Missionsausschuß hatte ich Nachricht bekommen, daß mir dieses Jahr keine Mittel zum Besuch fernwohnender heidnischer Indianer würden zur Verfügung gestellt werden. Das hieß also, ich sollte zunächst in meinem kleinen, gemütlichen Heim bleiben und unter ein paar kleinen Gruppen von meistens christlichen Indianern arbeiten und die armen, unbefehrten heidnischen Indianer, in

ihren einsamen, öden Jagdgründen, sollten wieder sich selbst überlassen bleiben. Das brachte ich nicht übers Herz. Ich hatte sie bisher zweimal im Jahr besucht — im Sommer im Boot, im Winter im Schlitten. Sie hatten mich so freundlich aufgenommen und das Evangelium so gern gehört, daß ich beschloß, trotz aller Gefahren, die Arbeit unter ihnen fortzusetzen. Da ich kein Geld hatte, um einen Führer zu bezahlen, so ging ich nur mit einem noch unerfahrenen jungen Mann fort und wir wurden nunmehr vom Schneegestöber überrascht.

Anfangs waren wir gut vorwärts gekommen und hatten immer passende Lagerplätze gefunden. Wir waren auch guten Muts geblieben, obgleich das Holzhauen und andere nötige Arbeit im Lager für zwei Männer etwas viel waren. Wir hatten lauter Bernhardinerhunde, ausgenommen den Leithund meines Zuges. Dies war Kura oder „Schnee“, wie ihn die Indianer seiner weißen Farbe wegen nannten. Er verstand alle Befehle sehr gut und fand den Weg, ohne daß ein Indianer voranlief, aber er war etwas ängstlich, wenn er selbst die Verantwortung hatte.

Eines Morgens waren wir vor Tagesgrauen aufgebrochen — unser Nachtlager war nur ein Schneeloch gewesen — und waren, zuerst bei Sternenschein und beim ersten Morgenlicht, schnell vorangekommen. Um den Weg abzukürzen, waren wir weit hinaus auf den See gefahren, doch so, daß wir die Vorgebirge, die uns die Richtung zeigten, immer im Auge behielten. Es hatte in der Nacht geschneit und der Schnee war uns etwas hinderlich, aber unsere guten Hunde schlugen sich doch wacker durch. Da es grimmig kalt war, sprangen wir oft vom Schlitten und liefen eine Weile, um uns zu erwärmen. Während wir so dahin fuhren, kamen einzelne Windstöße, die wir zuerst nicht beachteten. Auch als die Vorgebirge allmählich im Dunst verschwanden, fuhren wir törichterweise weiter, anstatt möglichst schnell dem Ufer zuzueilen.

Nach ungefähr einer Stunde brach ein wilder Sturm aus, der den Schnee aufwirbelte, so daß die Luft ganz davon erfüllt war. Der Wind blies gleichmäßig nach Norden und wir hatten ihn gerade im Gesicht. Ein Führer hätte uns schnell ans Ufer, in den Schutz des Waldes gebracht, aber wir beiden „Grünhörner“, wie uns die Indianer nachher nannten, meinten, wir könnten es mit dem Sturm, der jetzt zu einem heulenden Orkan geworden war, aufnehmen. Wir hielten nun solange, daß ich mein Gespann und dasjenige Aleks, so hieß der Indianer, aneinander

binden konnte, damit wir nicht getrennt würden, und dann ging's wieder vorwärts. Die braven Hunde rannten tapfer dem Sturm entgegen, mit dem es kein Pferd hätte aufnehmen können. Wir glaubten zuerst, wir seien wenigstens auf dem rechten Weg, wenn wir den Wind im Gesicht hatten, aber mit der Zeit merkten wir, daß er nach verschiedenen Richtungen umgesprungen war und daß wir vielleicht schon stundenlang kreuz und quer gefahren waren. Ich hielt die Gespanne an und rief: „Alef, ich fürchte, wir haben uns verirrt.“

„Jawohl haben wir uns verirrt,“ war seine nicht sehr tröstliche Antwort.

„Wir hätten uns, wenn Schneesturm drohte, nicht soweit vom Ufer entfernen sollen,“ sagte ich.

Wir waren entschlossen, nicht ohne Kampf nachzugeben. Aber was sollten wir tun? In einem Land, wo die schneidende Kälte fortwährende Zufuhr von Brennstoff verlangt, ist die erste Antwort auf diese Frage: „Wir müssen essen.“ Wir öffneten einen Sack mit Pemmitor (Büffel Fleisch, das gedörrt und pulverisiert, dann in Säcke gedrückt und mit Büffel Fett übergossen wird), und genossen etwas von der harten, faden, aber sehr nahrhaften Speise. Eine Tasse Tee hätte uns gut dazu geschmeckt, aber den konnten wir uns hier nicht verschaffen. Auch die Hunde, die sich dicht an uns drängten, erhielten ihren Anteil. Sie wurden sonst nur einmal täglich gefüttert, aber heute war's eine Ausnahme, wir wußten ja nicht, ob es nicht für uns die letzte Mahlzeit war. Jack saß dicht neben mir; hier war immer sein Platz, auch wenn er nichts zu essen erwartete. Während wir abwechselnd von der zähen Speise abbissen — er nahm bedeutend größere Bissen als ich — legte ich meinen Arm um ihn und sprach mit ihm. Die Hunde verstehen meiner Meinung nach viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, und ich wußte aus Erfahrung, daß Jack mich fast immer verstand. Daheim merkte er's immer, wenn von ihm die Rede war und zeigte sich erfreut und beleidigt, je nachdem man lobend oder tadelnd von ihm sprach.

Ich redete also mit ihm, während die Winde heulten wie wilde Tiere, die uns verschlingen wollten. Zuerst machte es ihm nicht viel Eindruck, als ich sagte, wir seien verirrt. Ich fuhr fort: „Jack, mein tapferer Junge, weißt du, daß wir vielleicht nie wieder heimkommen? Daß der Schnee unser Grab sein wird und daß liebe Augen vergebens nach uns ausschauen werden?“

Daß du dich nie mehr auf deinem Wolfsfell vor dem Feuer in meiner Stube ausstrecken wirst? Raff dich auf, Alter, denn wir verlassen uns auf deinen Verstand, daß du uns aus dem Schneesturm an einen sicheren Zufluchtsort bringst.“ Aber obwohl ich so sprach, schickte ich doch mit Alef ein ernstes Gebet zum Herrn empor um Seine Leitung und Rettung.

Ich drückte dann mein halb mit Schnee bedecktes Gesicht dicht an Jacks Gesicht und redete mit ihm wie ein Mann mit seinem Freund. Jacks Antwort bestand in ein paar Küffen auf meine Stirn und in seinen folgenden wunderbaren Taten.

Die Vorbereitungen zu unserem Kampfe ums Leben auf dem Eis des Winnipegsees waren schnell getroffen. Ich wickelte Alef sorgfältig in eine Decke von Kaninchen — im Verhältnis zu ihrer geringen Schwere die wärmste Bedeckung, die man haben kann — und machte ihn fest auf seinen Schlitten, der, wie schon erwähnt, gut an den meinigen befestigt war. Dann brachte ich die Gespanne in Ordnung und legte mich so auf den Schlitten, daß ich mich festbinden konnte, um nicht herunterzufallen, auch wenn ich von der Kälte bewußtlos wurde.

Kura, für gewöhnlich ein guter Leithund, hatte im Schneesturm die Sicherheit verloren. Als ich „Marsch“ rief, sah er mich an, als wollte er fragen: „In welcher Richtung?“ Das wußte ich aber leider ebensowenig wie er. Bei dem zweiten „Marsch“ ging es ebenso. Ich hatte keine blasse Ahnung, wo wir waren, und die Kälte war entsetzlich — wir konnten nicht dableiben, wir mußten weiter um jeden Preis. Jack war der zweite Hund im Zug. Er war schon lange ungeduldig gewesen, aber als wohl-erzogener Hund wußte er, daß er für gewöhnlich dem Leithund folgen mußte. Jetzt in der höchsten Not rief ich: „Vorwärts, Jack, geh welchen Weg du willst, ich weiß keinen mehr!“

Das genügte. Dem edlen Hund schien es sofort klar zu sein, daß es an ihm lag, uns aus der Gefahr zu retten. Mit seinem frischen, fröhlichen Bellen sprang er vor, dem Sturm entgegen. Kura überließ bereitwillig die Führung dem stärkeren Hund und während der nun folgenden langen Fahrt versuchte er nicht ein einziges Mal, wie es sonst manchmal ein Hund tut, die Führung wieder an sich zu reißen. Kura merkte offenbar, daß in dieser schrecklichen Not Jack mehr leisten konnte und benützte manchmal geschickt die Gelegenheit, sich durch Jack vor den heftigen Windstößen decken zu lassen.

Da der Sturm den Schnee vom Eis wegfegte, kamen wir schnell vorwärts. Stunde auf Stunde verrann und der Sturm heulte und brauste um uns her. Mit unverminderter Kraft ging Jack vorwärts. Manchmal rief ich ihm ein ermunterndes Wort zu und dann hörte ich durch den Sturm sein wohlbekanntes Gebell. Es klang so siegesgewiß und hielt mir Mut und Hoffnung aufrecht, obgleich wir in höchster Lebensgefahr waren. Denn die Kälte wurde nun so entsetzlich, daß es uns war, als ginge es ans Leben. Es war eine durchaus notwendige Vorsichtsmaßregel gewesen, daß wir uns an die Schlitten festgebunden, aber das hinderte uns nun, herunterzuspringen und uns durch Laufen zu erwärmen. Es blieb uns nichts übrig, als auszuhalten und das Beste zu hoffen. Von Zeit zu Zeit rief ich meinem Indianer zu, um ihn wach zu halten, denn ich wollte ihn davor bewahren, in die eigentümliche Schläfrigkeit zu verfallen, die der Vorbote des Erfrierens ist.

O wie fürchterlich langsam vergingen die Stunden! Gegen Mittag war der Sturm ausgebrochen. Jetzt brach die Nacht herein. Das steigerte unser Leiden und vermehrte die Gefahr. Man hatte in dem gräßlichen Schneegestöber zwar nicht weit, aber doch etwas sehen können, jetzt umhüllte uns ein tiefes Dunkel auf dem ungeheuren See, der 300 englische Meilen lang und an der Stelle, wo wir uns befanden, 40—70 Meilen breit war. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf, und unsere Hunde schienen durch Jacks Eifer und unbesiegbaren Mut angesteckt. Stunde um Stunde rannten sie tapfer durch den Sturm, als sähen sie schon von ferne das Lagerfeuer und witterten den Geruch der für sie an demselben auftauenden Weißfische. Wir beiden Männer waren jung und kräftig und hatten gute Felle und Decken. Diese konnten wir, wenn schließlich die Hunde versagten, ausbreiten, uns mit-samt den Tieren darunter zu bergen und so vielleicht die Nacht überleben. So vertrauten denn wir der liebenden Vorsehung des Herrn, dem wir dienten und der uns schon aus so mancher Gefahr errettet hatte, und beschloßen, so lange die Hunde aushielten, keine Änderung zu machen. So wie ich die Hunde kannte, konnte ich annehmen, daß Jack seines Weges gewiß war, sonst wäre er nicht so zuversichtlich und mutig vorangegangen. Schließlich mußten wir ja irgendwo ans Ufer kommen. Die Hauptsache war für uns, daß wir uns wach hielten, denn der Schlaf hätte den gewissen Tod bedeutet.

Ungefähr drei Stunden nach Einbruch der Dunkelheit bemerkte ich zu meiner angenehmen Überraschung, daß die Hunde etwas entdeckt hatten. Wegen der Dunkelheit und des Schneegestöbers konnte ich sie nicht sehen, aber ich fühlte, daß irgend etwas sie aufregte. Zuerst dachte ich, es sei am Ende ein wildes Tier, das sich im Schneesturm in unsere Nähe verirrt und ihre Jagdlust erregt hatte. Ich hatte aber keine Zeit zum Denken und Nachsinnen, denn ich mußte mich fest am Schlitten halten und sorgen, daß er bei den aufgeregten Bewegungen der Hunde nicht umschlug. Solch plötzliche Geschwindigkeit konnte nicht lange dauern, und es war nicht nötig, denn die Hunde gaben uns bald einen Beweis ihrer scharfen Witterung, und der edle Jack gewann alle Ehren eines unvergleichlichen Führers!

Nach einem Laufe von 60—70 Meilen gegen den Sturm und bei einer Kälte von 30—50 Grad hatte uns das edle Tier an die Eishäufen geführt, die ein paar Indianerfamilien, welche am Ufer wohnten, hier aufgetürmt hatten, wenn sie beim Wasserholen das Eis aufhакten. Im Lauf von mehreren Monaten war es ein ordentlicher Eisberg geworden; über diesen ging es hinweg im Galopp, von Gottes Hand beschirmt, an den offenen Stellen im Eis vorüber. Und bald sahen wir aus den Wigwams von Birkenrinde die freundlichen Funken fliegen. Endlich waren wir gerettet. Es wird mich niemand tadeln, wenn wir, nachdem wir im Herzen innig Gott gedankt für seine Rettung und Bewahrung, laut riefen: „Bravo, Jack!“

Die Indianer, welche, erstaunt, uns willkommen hießen, wunderten sich, daß wir bei dem furchtbaren Schneesturm den Weg gefunden und das Ziel erreicht und nicht umgekommen waren. —

Nun noch eine Probe des Scharfsinns von einem sogenannten deutschen Schäferhund, der als Polizeihund ausgebildet worden ist.

### **Der Polizeihund „Senta“.**

Der Polizeihund „Senta“ in Rostock hat durch seinen außerordentlich scharfen Spürsinn bereits seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise erregt. Einzelne seiner Erfolge wurden in den Zeitungen ausführlich erzählt. Vor kurzer Zeit erst wurde ein Raubmörder zum Tode verurteilt, den die „Senta“ trotz der allergrößten Schwierigkeiten auf das deutlichste gestellt. Der Schweizer Joseph Jablonski aus Raviaz hatte seinen Dienstherrn,

den Erbpächter Strohmeier in Kaufel, im Viehhaufe erschlagen. Die Leiche hatte er auf einer Schubkarre nach der Scheune gebracht und dort unter Stroh und Säcken versteckt. Trotz der vielfach verschlungenen Spuren fand die „Senta“ den ganzen, von dem Mörder zurückgelegten Weg, und blieb zuletzt auf den Betten, mit denen sich der Schweizer bedeckt hatte, sitzen. Dem Schuldigen blieb weiter nichts übrig, als die Tat zu gestehen.

Ebenso berichteten viele Zeitungen ausführlich, wie die „Senta“ einen Einbrecher in Ribnitz entdeckte. Hierbei sprang der Hund aus dem Fenster, lief durch ein Stallgebäude und fünf Gärten, weiter über Zäune und Mauern in den Klostergarten. Schließlich stand er vor dem Zimmer Nr. 3 im Gasthaus „Schweriner Hof“. Der in diesem Zimmer logierende stellenlose Kaufmann K. wurde sofort verhaftet.

Am erstaunlichsten aber war die Arbeit der „Senta“, die sie bei der Entdeckung eines Unfuges leistete. Über ein Jahr lang wurde die Rostocker Feuerwehr durch frevelhafte Benutzung der öffentlichen Feuermelder genarrt, ohne daß es gelang, irgend einen bei dem Unfug zu erwischen. Ein Versuch mit der „Senta“ führte sofort zum Ziel. Der Hund, der den Knopf des Feuermelders und den Boden vor demselben berochen hatte, nahm sofort eine Spur auf, die zwar nicht zu dem Täter selbst, aber zu einem Genossen führte, der sofort zugab: „Ich hab's nicht getan, das hat mein Kollege getan; aber mit dabei gewesen bin ich auch.“ —

Der erfolgreiche Hund und sein tüchtiger Führer werden, wie berichtet, auch nach auswärts oft zur Arbeit gerufen.

Was muß das für eine schreckliche Überraschung für den Kaufmann K. in seinem Hotelzimmer gewesen sein, als er plötzlich von dem Hunde gestellt wurde, um dann als Dieb dem gerechten Arm der Obrigkeit anheimzufallen! —

Als ich dies las, dachte ich, wenn Gott schon auf Erden den Schuldigen durch den Scharfsinn eines Hundes auffinden läßt, damit dieser schon hier den gerechten Lohn erhalte, wie wird Er einst in Ewigkeit alle Schuld und Sünde aufzudecken wissen, klein und groß! Und wir hören in Seinem Worte, daß Er alle Menschen, die nicht am Tage des Heils auf Erden bei Ihm Gnade und Vergebung suchten und fanden, richten wird nach ihren Werken in heiliger Gerechtigkeit.



## Nur eine kleine Schublade.

**K**aifer Friedrich III. besuchte als Kronprinz einst ein Lehrerseminar und besichtigte die Anstalt auf das genaueste. Auch die Zöglinge des Hauses wurden ihm vorgestellt. Er begrüßte dieselben und richtete an diesen und jenen freundliche, aufmunternde Worte. So trat er auch an einen der Seminaristen heran und forderte ihn auf, ihm seinen Schrank zu öffnen, damit er sich an der Ordnung in demselben erfreuen könne. Die Augen des Jünglings leuchteten über die ihm widerfahrene Ehre, und er reichte dem Kronprinzen die Schlüssel. Von Schublade zu Schublade fand sich alles in schönster Ordnung, und schon wandte sich der hohe Gast, um ein berechtigtes Lob auszusprechen. Da fiel sein Auge auf ein kleines Fach, das er bisher übersehen hatte. Doch als er auch noch diese Schublade aufzog, da erbleichte der vor ihm stehende Jüngling, und seine Kniee schlotterten. „Nun, nun, darf man da nicht auch hineinschauen? Ich denke nicht daran, in Ihre Geheimnisse einzudringen.“ Das Fach blieb geschlossen, aber das erhoffte Lob blieb aus, und ohne ein weiteres Wort wandte sich der Kronprinz von dem öffentlich Beschämten ab. Alles in bester Ordnung, bis auf eine kleine, geringfügige Schublade, und dieser eine Fehler machte alles andere wertlos. Was enthielt jenes Kästchen? Eine Anzahl Dinge, die im Seminar streng verboten waren und die ihren Besitzer im schlechtesten Lichte gezeigt hätten.

Wie mag jenem Jüngling zu Mute gewesen sein unter dem durchbohrenden Blicke seines Fürsten? Und doch war das nur der Blick eines irdischen Fürsten in menschlicher Kurzsichtigkeit. Wie wird aber erst einst allen Unbefehrten zu Mute sein, wenn das Flammenauge Gottes auf ihnen ruht und sie in allen ihren Sünden vor Ihm stehen, um gerichtet zu werden. Wie nötig darum jetzt, in dieser Gnadenzeit, Vergebung zu suchen bei Jesu und dann allezeit im Lichte Gottes zu leben und alles mit Ihm zu tun vor Seinem Angesicht.

Der Gläubige, der Frieden mit Gott besitzt und in der Furcht des Herrn wandelt, fürchtet nicht Gottes durchforschendes Auge. Er fleht vielmehr: „Erforsche mich, Gott, und erkenne mein Herz; prüfe mich . . . und sieh, ob ein Weg der Mühsal bei mir ist und leite mich auf ewigem Wege.“ (Ps. 139.)



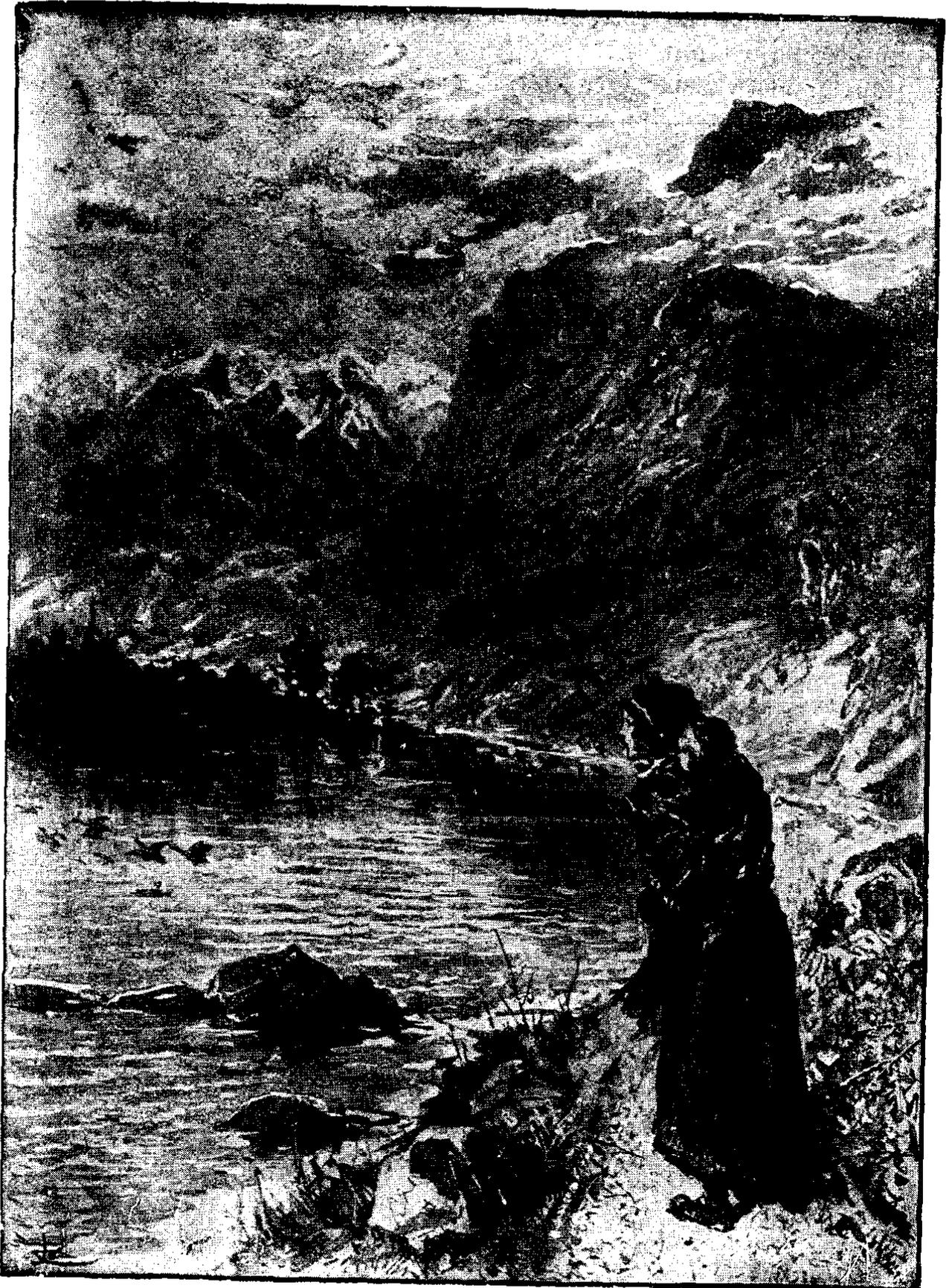
## In der Felsenkluft.

Eines Morgens verließ eine Witwe mit ihrem zweijährigen Söhnchen ihre Wohnung im schottischen Hochland; sie wollte durch das Gebirge zu einem etwas entfernten Orte gehen. Der Morgen war klar und hell; aber ehe es Mittag war, trat ein plötzlicher Wechsel ein. Der Himmel wurde schwarz und dunkel; auf die Berge stiegen dunkle Wolkenmassen herab. Der Wind blies heftig durch die Felsen, trieb große, dunkle Wellen auf dem kleinen Landsee und jagte Regen und Schnee wild vor sich her. Es war Mai; aber der schlimmste Wintertag hat keine solche heftigen und gefährvollen Wirbelwinde und Schneestürme, wie sie in diesem Monate noch auftreten.

Erschöpft, naß und kalt, erreichte die Witwe mit ihrem Kinde die Wasserscheide, d. h. den Rücken des Gebirges. Eine halbe Stunde weiter stand eine Berghütte. Dahin hoffte die Arme mit ihrem Knäblein noch zu kommen. Aber es war rein unmöglich. Der Sturm, der als „der große Maisturm“ dort bekannt ist, wurde immer gewaltiger. Zitternd schmiegte sie sich mit ihrem Kinde, das sie nun an ihre Brust drückte, an einen Felsen und hüllte dasselbe, so viel sie konnte, in ihre eigenen Kleider. Der Sturm tobte weiter und die Nacht rückte näher. Sollte sie hier übernachten müssen? Zurückkehren konnte sie nicht mit dem Knäblein und auch nicht weiterkommen. Da entschloß sich die Mutter schweren Herzens, allein nach dem Dorfe zurückzukehren, um für das Kind Hilfe zu holen. So legte sie denn den Knaben in eine Felsenkluft, die sie erspäht hatte, deckte ihn zu und sagte: „So, mein lieber Junge, bleibe ruhig hier, bis du geholt wirst!“ Darauf begab sie sich, gewiß mit Gebet, auf den Rückweg. —

Der stürmischen Nacht folgte ein friedlicher Morgen. Die freundlichen Dorfbewohner gingen aus, die Witwe mit ihrem Kinde zu suchen. Da stößt einer der Suchenden, der Dorfhirte, einen Schrei aus: er hat etwas gefunden. Es ist die Witwe, die treue Mutter. Sie ist tot, ihre steifen Hände hebt sie in die Höhe, als rufe sie noch um Hilfe. Noch an demselben Vormittag entdeckte man auch das Kind; durch sein Weinen fand man den Weg zu ihm. Es war gerettet, wohl geborgen in der Felsenkluft.

Die Geschichte von der liebenden Mutter, die ihr Kind barg und selbst den Tod erlitt, wurde bald im ganzen Gebirge bekannt. Und als der alte Prediger am Begräbnistage die versammelten



Dorfbewohner anredete und die rührende Begebenheit auf Herz und Gewissen anwandte, flossen viele Tränen. Die meisten verstanden den ehrwürdigen Prediger in seiner Anwendung, daß auch für uns eine vollkommene Liebe den Tod erlitten und die Gläubigen in einem Felsen wohlgeborgen habe.

Versteht ihr, was der Prediger für eine Liebe meinte? Wer starb für uns? Und wer ist der Fels, in dem die Gläubigen gerettet und geborgen sind? —

Ein halbes Jahrhundert war vergangen; der alte Prediger hatte lange schon diese Welt verlassen, und an seiner Statt predigte jetzt sein Sohn, der selbst schon betagt war, hier das teure Evangelium. Dieser verkündigte eines Sonntags bei einem Feste in einer größeren Stadt das Wort Gottes. Er redete von der Liebe Jesu. Um sie besser zu veranschaulichen, erzählte er die oben berichtete Begebenheit, denn er hatte als Knabe jene Frau, welche gestorben war, um ihrem Kinde Rettung zu bringen, gekannt. Am Schluß fragte er: „Was meint ihr, wird nicht jener Sohn, wenn er noch lebt, mit wahrer, inniger und liebevoller Dankbarkeit der Liebe seiner Mutter eingedenk sein? Wie steht's nun um euch? Ist euch Jesus wirklich kostbar? Ist euer Herz mit Liebe zu Ihm erfüllt, weil Er euch zuerst geliebt und für euch am Kreuz gestorben ist?“

Einige Tage später wurde dieser Prediger, der noch in der Stadt weilte, zu einem Kranken geladen. Dieser ergriff die Hand des Predigers und schaute ihn bewegt an: „Sie kennen mich nicht,“ sagte er, „aber Sie können mich auch nicht kennen. Es ist zu lange her. Aber ich kenne Sie gut und habe auch Ihren lieben Vater gekannt. Ich wollte Ihnen nur sagen: Letzten Sonntag war ich in Ihrer Predigt. Sie hat mich tief ergriffen. Sie erzählten von einer Witwe, die im Schneesturm für ihr Kind umkam, und wie sie dasselbe sicher in einer Felsenkluft geborgen hatte.“ Hier stockte die Stimme des „alten Soldaten“, so hieß der Kranke in der ganzen Stadt; dann fuhr er fort: „Ich bin der Sohn jener Witwe. Teuer, innig teuer ist mir das Andenken meiner guten Mutter. Nie habe ich vergessen können, was sie für mich getan hat. Aber was seit Sonntag unablässig mein Herz bewegt, was mich mit Schmerz und Scham erfüllt, ist Ihre Frage, ob wir auch wirklich Den wieder liebten, der vom Himmel kam und für uns den bitteren Tod erlitt, um uns vor dem verdienten, gerechten Gericht Gottes in dem ewigen Felsen zu bergen.“

Ach, diese Liebe hatte mich kalt gelassen, hatte mein Herz nicht gewonnen. Ich bin seit Sonntag krank und habe immer über jene Frage nachdenken müssen. Ja, ich glaube jetzt an den Herrn Jesum; mein Herz vertraut Ihm, liebt Ihn jetzt. Ich erkenne jetzt die Liebe, die Gott zu mir hatte, daß Er Seinen eingeborenen Sohn hingab für mich. Ich bin nun so glücklich. Ich bin geborgen in dem ewigen Felsen! O, daß ich so alt geworden bin, ehe ich diese Liebe erkannte, und mich nicht früher dem Herrn Jesu hingegeben habe!“

Lieber, junger Leser, auch für dich starb der Heiland. Hast du Ihn von Herzen lieb; vertraust du Ihm; bist du in Ihm geborgen? O, prüfe dich! Nur in Ihm ist Heil.



## Morgenandacht.

Von M. Claudius.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,  
Es gibt hier was zu sehen;  
Und ruft dem Vater auch heraus . . .  
Die Sonne will aufgehen! —

Wie ist sie doch in ihrem Lauf  
So unverzagt und munter!  
Geht alle Morgen richtig auf,  
Und alle Abend unter!

Geht immer und scheint weit und breit  
In Schweden und in Schwaben,  
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,  
Wie wir es nötig haben.

Von ungefähr kann das nicht sein,  
Das könnt ihr wohl bedenken; —  
Der Wagen da geht nicht allein,  
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,  
Weiß nicht, was sich gebühret;  
Drum muß wer sein, der an der Hand  
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,  
Das kann man bald verstehen;  
Er schüttet Seine Wohlthat hin  
Und läßt sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,  
Gibt jedem seine Freude,  
Gibt uns den Garten vor der Thür  
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrot bereit,  
Und läßt euch Blumen pflücken,  
Und stehet, wie und wo ihr seid,  
Euch heimlich hinterm Rücken;

Sieht alles, was ihr tut und denkt,  
Hält euch in Seiner Pflege,  
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,  
Und liebt euch allewege.



## Schiffsjungen.

**S**chon immer hat das Meer die Knaben und Jünglinge gelockt und eingeladen, sich ihm anzuvertrauen und auf stolzen Schiffen hinauszusegeln in die weite Ferne, um fremde Völker und Länder zu sehen. Aber war die Stimme, welche die jungen Herzen aus dem wogenden Meere zu vernehmen glaubten, stets die Stimme Gottes? Ach, wie oftmals war es vielmehr die Stimme des Feindes. Und gar manche Knaben und Jünglinge sind ihr zu ihrem Schaden für Leib und Seele gefolgt. Es hat ihnen an der wahren Gottesfurcht gefehlt, diesem Schmuck und Segen des Jünglings! — Sie konnten nicht, wie der brave junge Matrose auf unierem Bilde es tut, mit treuem, warmem Händedruck und aufrichtigem Blick der wackeren, guten Mutter ins Auge schauen beim Weggang oder Wiedersehen.

Wie zwei Schiffsjungen, von denen der eine ohne Wissen seiner Eltern, der andere sogar gegen den Willen seiner Eltern aufs Meer ging, dort zur Umkehr und zu Gott gebracht wurden, sei euch hier erzählt. Der letztere, der daheim ein böser Junge war und im Ungehorsam ein Schiffsjunge wurde, fand seinen frühen Tod, doch durfte er selig sterben. Der erstere aber kam sogar noch zu großen Ehren. Von ihm sei zuerst erzählt.

### Vom Schiffsjungen zum Admiral.

Am 22. April 1676 schallte der mächtige Donner einer großen Seeschlacht über die blauen Fluten des Mittelmeeres in der Meerenge von Messina; die niederländische Flotte kämpfte gegen die Franzosen und Sizilianer.

Hollands größter Admiral, Michiel de Ruyter, stand auf dem hohen Achterdeck seines Admiralschiffes „die Eintracht“. Da riß ihm eine Kugel den linken Fuß ab und zermalmte das rechte Bein. Der Held brach zusammen, stürzte mehr als zwei Meter tief auf das Deck und lag betäubt.

Wenige Minuten darauf schlug er die Augen auf und sprach: „Gnädiger Gott, ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mich in den Gefahren meines Lebens so oft bewahrt hast und jetzt heimsuchst; laß diese Bückigung dienen zum Heil meiner Seele!“

Er litt unendliche Schmerzen, aber seine Fürsorge erstreckte sich über alles. Mehrmals brach er in die Worte aus: „Herr



**Abschied von der Mutter.**

beschütze die Flotte! Schone unsere Offiziere, unsere Soldaten, die für geringen Lohn so viel Ungemach ausstehen! Gib ihnen Mut und Kraft, daß sie den Sieg erlangen!“ Weder Freund noch Feind merkte außerhalb des Admiralschiffes, daß der große Admiral zum Tode verwundet war.

Auf dem eigenen Schiffe war er es, der bei dem Einschlagen der feindlichen Geschosse seiner Mannschaft zurief: „Nur Mut, Kinder, nur Mut, dann ist der Sieg euer!“

So wurde Michiel de Ruyter in seiner letzten Schlacht Sieger.

Seine Kräfte nahmen im Laufe der nächsten Tage sichtlich ab. Da lag er auf seinem letzten Lager, und mit tiefer Inbrunst betete er die Worte des 63. Psalms.

So entschlief er am 29. April 1676, umstanden von den Befehlshabern seiner Flotte, in der Bai von Syrakus.

In der langen Reihe der betenden Kinder Gottes, welche als Kriegshelden Retter ihres Vaterlandes wurden, glänzt auch der Name Michiel de Ruyters. Er war am 26. März 1607 zu Blijssingen als der Sohn armer Eltern geboren und wurde mit 11 Jahren zu einem Seiler in die Lehre gebracht, lief aber bald davon, ging als Schiffsjunge in den Seedienst, wurde schon mit 15 Jahren Matrose und war bereits mit 34 Jahren Contre-Admiral.

Als solcher befehligte er die holländische Flotte, mit welcher Portugal gegen die Übermacht der spanischen Flotte unterstützt wurde. 1642 kämpfte er gegen die Engländer, später gegen Schweden und Franzosen. Seine größten Ruhmestaten brachten die späteren Kriege Hollands gegen England. Im Jahre 1666 siegte er in drei großen Seeschlachten im Kanal, lief 1667 in die Themse ein, zerstörte dort die englischen Schiffe und Werften und erzwang so den Frieden zu Breda. Als im Jahre 1673 England sich mit Frankreich verbündete, um den Krieg gegen Holland zu erneuern, trug die holländische Flotte unter de Ruyters Führung den entscheidenden Sieg davon.

Wahrlich, dieser Mann hatte Ursache, bei seiner letzten Verwundung Gott zu preisen, daß Er ihn in den Gefahren seines Lebens so oft bewahrt und reich gesegnet hatte. Er war 69 Jahre alt und hatte von dieser Zeit 58 Jahre im Seedienst verlebt. Von dem, was irdischer Erfolg und menschliche Ehre zu bieten vermag, fehlte ihm nichts. Dennoch wußte er, daß nicht sein Mut und seine Kraft es war, die ihm die Seligkeit und das großartige

Gelingen verschaffte, sondern er hielt sich an Den, der sprach:  
„Fürchte dich nicht; Ich habe sie in deine Hände gegeben.“

Wollt ihr gesegnet sein im irdischen Leben? Wollt ihr tüchtig sein in eurem späteren Berufe?

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ (Matth. 6, 33.)

Nun hört noch die zweite Erzählung:

### Das Neue Testament der Mutter.

In einem Dorfe nahe am Meeresstrande lebte eine gottesfürchtige Witwe mit einer zahlreichen Familie von sieben Töchtern und einem Sohne. Ihr sehnlichstes Verlangen ging dahin, ihre Kinder dem Herrn Jesu zuzuführen; und an ihren Töchtern sah sie ihre Bemühung reichlich belohnt. Nicht so war es mit dem Sohne. Dieses Lieblingskind war ihre Rute und ihr Kreuz. Der Welt und deren Lust hingegeben, erschöpfte er bald das geringe Vermögen der Mutter und ging dann auf und davon, um zu seinem Unterhalte auf einem Schiffe Dienste zu nehmen. Beim Weggang gab die Mutter ihm ein Neues Testament, in welches sie seinen und ihren Namen nebeneinander geschrieben hatte; und mit Zärtlichkeit und großem Ernst beschwor sie ihn, dieses Buch aus Liebe zu ihr aufzubewahren und zu lesen.

Sie hatte die Zuversicht, daß auch ihr Sohn einmal hier die Stimme des Sohnes Gottes hören werde, die jeder Mensch hören muß, wenn er Errettung und ewiges Leben finden will. Mit Tränen sah sie ihn scheiden; und nimmer sollte sie ihn in diesem Leben wiedersehen.

Viele Jahre hindurch liefen im nahen Hafen eine Menge Schiffe ein und aus; aber die arme Mutter erhielt keine Kunde von ihrem Sohne. Sie begab sich zu verschiedenen Zeiten nach den wichtigsten Seehäfen, um sich nach dem Fahrzeuge zu erkundigen, auf welchem ihr Sohn sich eingeschifft hatte, in der Hoffnung, irgend einmal Nachricht von dem Schicksale ihres unglücklichen Sohnes zu erhalten. Ein Schiffskapitän, an welchen sie sich eines Tages mit ihren gewöhnlichen Fragen wandte, teilte ihr mit, daß das ihm wohlbekannte Fahrzeug Schiffbruch erlitten habe. Als sie bezüglich ihres Sohnes ihn zu befragen fortfuhr, setzte er hinzu: „Ich habe freilich einen jungen Mann des genannten Namens auf dem Schiffe gekannt; aber das war ein so sittenloser und ver-

worfener Bursche, daß zu wünschen wäre, er und alle, die ihm ähnlich sind, lägen alle auf dem Meeresgrunde."

Man stelle sich den Schmerz der armen Witwe vor. Mit tief verwundeter Seele kehrte sie in ihre Heimat zurück.

"Dieser Kummer," seufzte sie, "wird mich in das Grab bringen."

O, wenn die Kinder, welche sich durch ihren stolzen ungebrochenen Willen und ihre Leidenschaften fortreißen lassen, es bedächten, wie der Schmerz über ihre bösen Wege ihre alten Eltern Tag und Nacht unglücklich macht, und wie sie selbst harte Wege gehen müssen, so würden sie sich bei Zeiten vor Gott schämen und beugen!

Einige Jahre waren verflossen, als eines Tages ein Matrose, dessen Schiff vom Sturme ans Ufer geworfen worden war, fast bis zum Tode erschöpft an die Thür der Witwe klopfte und sie um Hilfe ansprach. Der Anblick eines Seemannes erregte stets ihre Teilnahme und erweckte in ihr Erinnerungen und Gefühle, welche leichter zu verstehen, als zu beschreiben sind. Sie kleidete und speiste ihn und hielt ihn mehrere Tage in ihrem Hause. Der Matrose erzählte von großen Gefahren, die er überstanden, und von verschiedenen Schiffbrüchen, welche er erlitten hatte; und die Witwe hörte ihm stets mit großer Teilnahme zu.

"Niemals aber," sagte er, "war meine Lage schrecklicher, als vor etlichen Jahren. Ein Schiffsjunge und ich waren die einzigen von der ganzen Mannschaft, welche nach einem schrecklichen Sturm dem Tode entrannen. Wir beide wurden, nachdem wir unsäglich von Sturm und Wellen gelitten, auf eine öde Insel geworfen. Aber der arme Junge! Nach sieben Tagen drückte ich ihm die Augen zu. Nimmer in meinem Leben werde ich diesen Augenblick vergessen."

Große Tränen flossen bei diesen Worten über die sonnenverbrannten Wangen des Seemannes. Dann aber fuhr er fort: "Er las fast immer in einem kleinen Buche, welches, wie er sagte, seine Mutter ihm zum Andenken gegeben — das einzige, was er beim Schiffbruche gerettet hatte. Dieses Buch war sein treuer Gefährte. Nach dem Lesen betete und weinte er; und wenn ich ihn nach der Ursache fragte, so erwiderte er, daß er seine Sünden beweine. Er sprach viel über sein trauriges Leben, und mit einem Schmerze, der ihn fast überwältigte, gedachte er stets seiner Mutter, der er, wie er sagte, nur Kummer bereitet habe. Als nun der

Tod näher heranrückte, dankte er mir für die geringen Dienste, die ich ihm geleistet hatte, und übergab mir das ihm so wertvolle Buch mit den Worten: „Hier, Jakob, nimm dieses Buch; bewahre es und lies darin. Der Herr segne dich und schenke dir den Frieden, den ich darin gefunden habe. Es ist alles, was ich besitze.“

Mit einer Unruhe, welche die arme Witwe kaum zu unterdrücken vermochte, hörte sie dem Erzähler zu.

„Aho das waren seine letzten Worte?“ leuchte sie hervor.

„Es waren seine letzten Worte,“ bestätigte der Matrose, und, indem er dieses sagte, zog er ein kleines, sehr gebrauchtes Buch unter seiner Schiffsjacke hervor. Es war ein Neues Testament. Die Witwe ergriff es mit zitternden Händen. Sie erkannte auf dem Titelblatte alsbald ihre eigene Schrift und sah dort den Namen ihres Sohnes neben dem ihrigen. Sie las, sie weinte, sie betete. Es war ihr, als rief eine Stimme ihr zu: „Dein Sohn lebt!“ Und mitten unter den schmerzlichsten Gefühlen rief sie mit Entzücken: „Nun lässest Du, Herr, Deine Magd in Frieden fahren; denn meine Augen haben Dein Heil gesehen. Ja, Du hast meinen Sohn für den Himmel errettet.“

Tränen erstickten ihre Stimme. Auch der Erzähler war tief getroffen.

„Wollen Sie mir das Testament nicht überlassen?“ fragte sie nach einer Pause den Matrosen, voll Verlangen, das Buch zu besitzen, in welchem ihr Sohn durch Gottes Gnade das Heil gefunden hatte.

„Nein, liebe Frau,“ entgegnete der Seemann, so gern ich es tun möchte, denn ich kann mir denken, wie wertvoll Ihnen jetzt dies Testament sein muß, aber ich kann mich nicht davon trennen. Ja, es ist mir unmöglich. Ihr Sohn hat mir das kostbare Buch angesichts des Todes gegeben. Ich habe seitdem mehr als einmal alles verloren, was ich besaß; aber diesen Schatz, dessen Wert ich kennen gelernt habe und den ich durch Gottes Gnade nie wieder verlieren werde, habe ich stets gerettet.“

Mein junger Leser! Kennst du den Wert des Wortes Gottes? Ist es auch für dein Herz ein Schatz geworden? Nun, dann wirst auch du wissen, daß im Himmel und auf Erden kein anderer Name den Menschen zur Errettung gegeben ist, als allein der Name Jesu Christi, so folge diesem teuren Wort und ehre den großen Namen deines Erlösers und Herrn!

\*

\*

\*

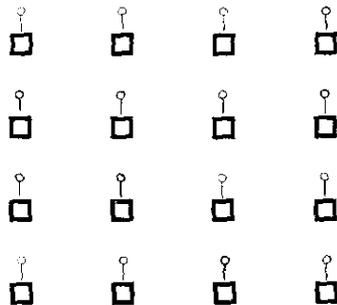
Nun möchte ich euch noch den Namen eines Mannes nennen, der als Knabe so gern Schiffsjunge geworden wäre, der aber, als er den Schmerz seiner teuren Mutter sah, zu Hause blieb und dafür reich gesegnet wurde. Es ist Abraham Lincoln, wohl der beliebteste Präsident, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika besessen haben, ein großer Staatsmann und gläubiger Christ. Er erließ am 1. Januar 1863 die berühmte Proklamation zur Befreiung der Negerklaven.

Wäre er wohl hier von Gott gesegnet worden, wenn er gegen den Willen seiner gläubigen Mutter gehandelt hätte und aufs Meer gegangen wäre? Wahrlich nicht, denn es steht geschrieben: „Ihr Kinder, gehorchet euren Eltern im Herrn, denn das ist recht. Ehre deinen Vater und deine Mutter, welches das erste Gebot ist, das eine Verheißung hat.“ (Eph. 6, 1—3.)



### Aufgaben.

Ein Blumenhändler hatte auf dem Markte 16 Töpfe mit Tulpen stehen in 4 Reihen mit je 4 Töpfen. So also:



Eine Dame kam, um sich einen Topf mit einer Tulpe zu kaufen, nahm sechs Töpfe auf, besah die Blumen und stellte sie wieder hin. Und siehe, da waren auf einmal nur drei Reihen, aber mit je sechs Töpfen da. — Nun zeichnet auf ein Blatt Papier eine Anordnung von 16 Töpfen, jedesmal aus drei Reihen bestehend mit je sechs Töpfen, wobei aber nur sechs Töpfe verstellt sind gegenüber der obigen oder ersten Anordnung.



### Ein armloser Künstler.

Die „Jugendfreude“ (Heft II, Seite 76) brachte euch das Bild eines jetzt 16jährigen französischen Mädchens Ballee, das



ohne Arme und Hände geboren ist, sich aber selbst frisiert und Handarbeiten macht, ja, selbst schreibt und zeichnet, alles allein

mit den Füßen. — Heute bringt euch die „Jugendfreude“ das Bild eines noch ärmeren Menschen; denn er ist ohne Arme und Füße geboren, hat nur einen Stumpfarm. Aber dieser Mann, Nikolai W. Kobelkoff, der nun 58 Jahre alt ist, hat durch seine Ausdauer das Malen gelernt und fertigt jetzt ganz prächtige Gemälde, durch die er sich ein stattliches Vermögen erworben hat. Er führt den Pinsel, indem er ihn zwischen dem Stumpfarm und dem Kopf festhält, wie ihr das auf dem Bilde seht, und das tut er so geschickt, daß er die feinsten Striche und Schattierungen mit dem Pinsel und den einzelnen Farben ausführen kann.

Seht, was der Mensch mit Ausdauer und Fleiß unter Gottes Segen zu lernen vermag! Darum soll keiner der kleinen Leser verzagen, wenn ihm das eine oder andere Fach oder Werk in der Schule oder im Leben nicht gleich gelingen will! —



## Allerlei.

### Die Schattenuhr.

Die Morgenländer messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Fragt man jemand, wie viel Uhr es sei, so stellt er sich sogleich in die Sonne, hält sich gerade und beobachtet, bis zu welcher Stelle sich sein Schatten erstreckt; dann mißt er mit seinen Füßen die Länge des Raumes, die derselbe einnimmt, und wird dadurch in den Stand gesetzt, die Stunde mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Auch wünschen die Arbeiter lebhaft, die Länge des Schattens ankommen zu sehen, welche den Augenblick anzeigt, wo sie die Arbeit verlassen können. Daher sagt ein Mensch, der müde ist: „Wie lange es dauert, ehe mein Schatten kommt!“ Wenn man einen fragt, warum er nicht früher gekommen sei, so antwortet er: „Weil ich auf meinen Schatten sehnte.“ So steht schon in der Bibel: „Wie ein Knecht sich sehnt nach seinem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei.“ (Hiob 7, 2.)



## Biblische Aufgaben.\*)

### I. Große und herrliche Dinge.

1. „Er ist dein Ruhm, und Er dein Gott, der jene großen Dinge an dir getan hat, die deine Augen gesehen haben.“ (5. Mose Kap. —, Vers ?)
2. „Ich will dir große und unerreichbare Dinge kundtun, die du nicht weißt.“ (Jerem. Kap. —, Vers ?)
3. „Dienet Ihm in Wahrheit (treulich) mit eurem ganzen Herzen; denn sehet, welch große Dinge Er an euch getan hat (tut)!“ (1. Sam. Kap. —, Vers ?)
4. „Große Dinge hat der Mächtige an mir getan!“ (Luf. Kap. —, Vers ?)
5. „Wir haben heute außerordentliche (seltsame) Dinge gesehen.“ (Luf. Kap. —, Vers ?)
6. „Durch Glauben segnete Jsaak in Bezug auf zukünftige Dinge den Jakob und den Esau.“ (Hebr. Kap. —, Vers ?)
7. „Es sind noch viele andere Dinge, die Jesus getan hat.“ (Ev. Joh. Kap. —, Vers ?)

### II. Große, ernste Dinge.

1. „In deiner Bedrängnis (Wenn du geängstigt sein wirst), wenn alle diese Dinge dich treffen werden, am Ende der Tage.“ (5. Mose Kap. —, Vers ?)
2. „Die Menschen werden verschmachten vor Erwartung der Dinge, die über den Erdfreis kommen werden.“ (Luf. Kap. —, Vers ?)

### III. Große und böse Dinge.

1. „An diesem Horn . . . waren Augen . . . und ein Mund, der große Dinge redete.“ (Dan. Kap. —, Vers ?)
2. „Es wurde ihm ein Mund gegeben, der große Dinge redete.“ (Offenb. Kap. —, Vers ?)
3. „Die Zunge ein kleines Glied und rühmt sich großer Dinge.“ (Jakob. Kap. —, Vers ?)

### Warnung.

„Sinnet nicht auf hohe Dinge!“ (Trachtet nicht nach hohen Dingen!) (Röm. Kap. —, Vers ?) D. Schr.

\*) Diese Stellen sind zwar nach der „Eiberfelder Uebersetzung“ angeführt, sie lauten aber in der Lutherischen Uebersetzung ganz ähnlich. Größere Abweichungen sind in Klammern daneben gesetzt.





Erwischt — entwischt.

## Der Anfang des Mörders.

(Zu gegenüberstehendem Bilde.)

Im Frühling 1907 wurde in Aachen der jugendliche Mörder Schilly hingerichtet. Er war aus der Fürsorgeerziehung entwichen, hatte sich einen Revolver gekauft und damit den Schutzmann, der ihn verhaften wollte, kaltblütig niedergeschossen. Im Aachener Tierschutzverein teilte nun der Polizeiaffessor von Lynker mit, daß auch dieser Mörder mit Tierquälerei begonnen habe. Schon als Kind habe er einmal einer Katze einen Strick um den Hals gelegt und sie so lange am Fensterkreuz aufgezo- gen, bis sie sich nicht mehr bewegte. Dann ließ er sie herunter, bis sie wieder zu sich kam, um das grausame Spiel von neuem zu beginnen. Das war die erste Schandt- at eines jungen Knaben, der als Zögling einer Fürsorgeanstalt auf dem Schaffot endigte.

Sage, mein kleiner Leser, hast du auch Freude an Tier- quälereien irgend welcher Art? Dann schäme dich und kehre um! — Auf unserem Bilde seht ihr einen kleinen Burschen, der ein Vogel- nest ausgehoben und mit seinem Raub auf dem Heimwege war. Im Bache hat er den Raub fahren lassen müssen, ein Krebs, der ihn mit seiner Schere zwickt, hat ihn erwischt und bringt ihn außer Fassung, daß er den geraubten jungen Vogel gern entweichen läßt. Ist Vogelfang und das Ausheben von Nestern auch noch nicht Tierquälerei, so führen sie doch oft dazu; und der Schaden, den diese Burschen anrichten, ist groß. Wir möchten wünschen, daß jedem Burschlein, das auf Raub ausgeht oder das ein Tierlein quält, ein Krebs mit seiner scharfen Schere zur Besinnung und Umkehr brächte. — Also laßt euch bitten und warnen, ihr jungen Freunde, gegen jede Grausamkeit. Gott ist ein Rächer über dies alles. —



### Silberrätsel.

Wer Gott zur Zweiten sich ersehen,  
Kann fröhlich seine Erste gehen;  
Ein' schöne deutsche Stadt das Ganze,  
Dort stehen Wächter auf der Schanze.



## Der von einer Schlange gebissene Hindu.

**I**n einem der heißesten Monate befand sich der Missionsarzt Dr. Jak. Chamberlain (sprich: Tschemberlehn), der in Südindien arbeitete, fünf Stunden von seiner Station Madanapalle entfernt auf einem Hügel, wohin er sich vor der Hitze zurückgezogen hatte. Da kam ein Hindu von höherer Kaste, also ein vornehmer Inder, zu ihm, der ihm unter Darbietung verschiedener Geschenke noch einmal danken wollte für die Dienste, welche der Missionar ihm vor langen Jahren geleistet hatte. Missionar Chamberlain erinnerte sich nicht mehr so genau des Vorfalles, aber der Hindu rief alle Einzelheiten wieder bei ihm wach, indem er folgendes erzählte:

„Es war vor mehr als 20 Jahren — ganz genau erinnere ich mich nicht mehr, wie lange es her ist — ich war aber damals erst ein Junge von etwa 15 Jahren, und jetzt habe ich Frau und Kinder. Es war gerade zu der Zeit, als Sie in Timmaredipalle und Malcheruvupalle festen Fuß gefaßt und die Leute in jenen Dörfern Ihr heiliges Buch angenommen hatten.“ (Wohl Herbst 1872 oder Frühjahr 1873.) „Es war früh am Morgen. Ich war mit meinem Onkel hinaus zu unserer Zuckerrohr-Pflanzung gegangen, um nachzusehen, ob die Wassergräben auch offen wären und das Feld gehörig bewässert würde. Ein Graben schien verstopft zu sein. Ich drang in das hohe Rohr, um zu sehen, woher das kam. Etwas, das einem rötlichbraunen Holz ähnlich sah, dicker als mein Oberarm, lag quer über dem Graben im Wasser. Blätter und Gras hatten sich an ihm festgesetzt und hinderten den Durchfluß des Wassers. Es war noch zu dunkel, als daß ich hätte sehen können, daß es eine schlafende Schlange war. Ich erhob meine krumme Axt oder Hippe und versetzte ihm einen Hieb, um es durchzuhauen und es dann aus dem Wege zu werfen. Aber das verfaulte Stück Holz, wofür ich es gehalten hatte, stürzte sich mit Gezisch auf mich. Ich sah den Kopf, die Augen und die Fänge einer todbringenden Schlange.

Mit Entsetzen sprang ich zurück, indem ich nach meinem Onkel rief. Die Schlange war jedoch geschwinder als ich. Ihr Biß traf meinen rechten Fuß. Hu, wie ihre Augen funkelten, als sie sich umwandte und davoneilte. Dabei erblickte ich die große Hieb- wunde, die ich ihr mit meiner Axt beigebracht hatte, nicht allzuweit vom Kopfe entfernt. Das Funkeln ihrer Augen, die schrecklichen Fänge, die Hieb- wunde, woraus das Blut hervorspritzte, das

war das Letzte, was diese Augen an jenem Morgen sahen, als ich im Zuckerrohr zusammenbrach. Wie mir der Schmerz durch das Bein zog! Wie mein Herz anfing zu klopfen! Wie bald wurden meine Augen trübe und schlossen sich wie im Tode!

Mein Onkel war herzugesprungen und hatte mich an den Schultern erfaßt, gerade noch zeitig genug, um zu sehen, wie die 2 $\frac{1}{2}$  Meter lange Schlange in dem dichten Zuckerrohr verschwand. Es war keine Kobraschlange. Kobras sind nicht so groß; aber diese wird als ebenso gefährlich angesehen und gleicherweise gefürchtet. Mein Onkel schleppte mich ins Freie, nahm mich auf seine Schultern, lief mit mir zu unserem Haus ins Dorf und legte mich wie tot auf die Bank vor der Tür meiner Mutter. Ich war bewußtlos seit der Zeit, wo ich im Zuckerrohr umfiel, aber ich habe so oft gehört, wie mein Onkel und meine Mutter und meine Vettern die Sache erzählten, daß ich alles wie mit eigenen Augen sehe, obgleich sie damals geschlossen und tot waren, und ich kann Ihnen alles erzählen, was an jenem Tage passiert ist.

Jetzt erhob sich ein Klagegeschrei. Das ganze Dorf war an unserer Tür versammelt, um mich zu sehen, wie ich dalag auf der Ruhebänk und kaum noch atmete. „Tut dies,“ sagte einer. „Es hilft nichts mehr, die Anzeichen des Todes sind schon bei ihm vorhanden,“ war die Antwort. „Tut jenes,“ sagte ein anderer. „Ist das nicht versucht worden, als dieselbe Schlange den Ramayya biß, und er hat nie wieder die Augen aufgetan?“ — „Wer hat einen Schlangenstein? Man sagt, daß er das Gift herauszieht. Ist keiner im Dorfe vorhanden?“ — „Nein, und wenn einer da wäre, so hat man doch nie gehört, daß er den Biß dieser schrecklich giftigen Schlange heilt.“

Gerade in diesem Augenblick kamen einige Ihrer Christen herzugelaufen, welche von ihrem ganz in der Nähe liegenden Dörfchen aus das Geschrei gehört und den Auflauf gesehen hatten. „Zum Missionsarzt, zum Missionsarzt!“ schrien sie. „Rasch, bringt den Jungen zu ihm! Er kam gestern abend nach Timmaredipalle. Er ist jetzt dort in seinem Zelt. Es ist ihm noch immer geglückt, einen von einer Schlange Gebissenen zu retten. Nehmt ihn auf und lauft!“

„Wo ist eine Karre zu haben, daß wir ihn darauf laden?“ — „Wartet nicht auf eine Karre. Er wird tot sein, ehe ihr mit ihm über den Fahrweg hinkommt. Nehmt ihn auf die Schultern und lauft mit ihm auf dem nächsten Wege hin! Über den Fußweg sind es nur 20 Minuten.“

Sofort nahm mein Onkel mich auf seine starken Schultern. Er rannte den felsigen Abhang hinunter, durch die Schlucht, dann auf der anderen Seite hinauf durch den Busch und über das gepflügte Feld. Zwei kräftige Bettern liefen neben ihm her und nahmen mich abwechselnd auf ihre Schultern, wobei sie am Laufen blieben. Sie eilten weiter hinunter durch das ausgetrocknete Bett des Wassergrabens und wieder hinauf über die Felsen, denn der Tod war ihnen auf den Fersen. Ein anderer Better, der schnellste Läufer im Dorf, war vorausgerannt zu Ihrem Zelte, um Ihnen die Nachricht zu bringen, damit Sie sich bereit hielten. Keuchend brachten sie mich zu Ihrem Zelt und legten mich aufs Gras unter einem Baum am Eingang. Sie standen schon bereit, und Ihnen zur Seite einer Ihrer Gehilfen, denn schon vor Sonnenaufgang war Ihr Zelt von Patienten umlagert gewesen, die Sie behandelt hatten. Alle machten Platz, als man den von der Schlange gebissenen Knaben brachte.

„Ob er ihn retten kann? Ob er ihn retten kann?“ ging's von Mund zu Mund. „Nein, es ist zu spät, er ist schon tot,“ war die traurige Antwort. Mein Onkel sagt, er habe das auch geglaubt, aber Sie hätten gesagt: „Nur ruhig! Kein Lärm, keine Aufregung, kein Geschrei! Tut nur, was ich euch sage.“ Mit welcher Spannung haben er und alle Ihnen zugesehen!

Als man mich hinlegte, hatten Sie eine Flasche mit jener zauberhaften, gifftötenden Flüssigkeit in der Hand.“ (Es war stärkster Salmiakgeist.) „Sie gossen mir etwas davon in die Nase; dann suchten Sie mit einem Stöckchen meine fest geschlossenen Zähne von einander zu bringen und dann flößten Sie mir etwas von der mit Wasser verdünnten Flüssigkeit ein; heftig rieben Sie meinen Hals vorn und suchten durch Streichen dieselbe in den Magen zu befördern. Indessen hatte Ihr Gehilfe die Bißwunde am Fuß mit seinen Fingernägeln zu erweitern gesucht und tropfte vorsichtig das gifftötende Mittel hinein, damit es denselben Lauf nehme, welchen das Gift genommen hatte, während ein anderer das Bein bis an den Leib hinauf mit derselben wunderbaren Flüssigkeit wusch.

Die Aufregung hatte sich gänzlich gelegt. Mit großer Spannung beobachteten die fünfzig Leute, die umherstanden, alles, was Sie in so ruhiger und doch zuversichtlicher Weise taten. Sie hatten mir die Arme beständig vorwärts und rückwärts bewegen lassen, auch um das Atemholen zu befördern, und das gab meinem

Onkel etwas zu tun und machte ihn weniger ängstlich. Es war noch keine halbe Stunde verlossen, da öffnete ich meine Augen und fragte, wo ich sei, und was geschehen wäre; bis dahin hatten Sie stets neue Dosen dieser wunderbaren Flüssigkeit angewandt. Bald setzte ich mich auf, und die Macht des Giftes war überwunden. Welch eine wunderbare Medizin diese gifftötende Flüssigkeit ist, wenn man sie recht anzuwenden versteht!

Eine Stunde später ging ich, auf den Arm meines Onkels gelehnt, in das Haus meiner Großtante in dem nahen Dorfe, bei welchem Ihr Zelt aufgeschlagen war. Verschiedene Male kamen Sie an jenem Tage, am Abend und am nächsten Morgen zu ihrem Hause, um zu sehen, wie es mir ginge, und weiter anzuordnen, was erforderlich war, und am zweiten Tage wanderte ich zu meinem Dorf und in das Haus meiner Mutter zurück, von wo man mich beinahe als Leiche fortgetragen hatte.

Das war, ehe Sie das erstemal in das ferne Amerika reisten. Nach Ihrer Rückkehr sah ich Sie einmal gegen das Ende der großen Hungersnot und sprach Ihnen meinen Dank aus; aber jetzt habe ich seit mehr als 15 Jahren Ihr Angesicht nicht gesehen. Ihre Freundlichkeit und Geschicklichkeit ist es, der ich mein Leben verdanke. Meine Frau und meine Kinder verehren Ihren Namen und flehen Segen auf Sie herab. Vor fünf Monaten hörte ich von Ihrer erneuten Rückkehr aus Amerika in dies Land, welches Ihnen so viel verdankt, und seit der Zeit habe ich immer gewünscht, Sie wiederzusehen und Ihnen noch einmal zu sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für das, was Sie für mich getan haben. Ich bin heute 3<sup>1/2</sup> Stunden über die Berge gekommen, um noch einmal Ihr Angesicht zu sehen und Ihren Segen zu empfangen.“ —

Someit der Hindu. Der Missionar war von dieser Erzählung tief bewegt, und herzlich verlangte ihn, dem Mann noch mehr Gutes zu tun. So erzählte er ihm von der alten Schlange, dem Teufel, und von der Vergiftung des Menschen durch die Sünde, und weiter von dem großen Arzt, der allein von dieser Vergiftung heilen kann. Das Blut Jesu Christi und Sein Wort und Geist habe auch eine gifftötende Macht. Er ermahnte ihn ernstlich, zu dem Heiland zu kommen und Ihn im Glauben anzunehmen, denn wer an Ihn glaubt, soll nicht verloren gehen. Der Mann ging dankbar und in tiefem Nachdenken weg. Hoffentlich hat er auch noch diese innere und ewige Heilung erfahren.



## Das Kreuz am Wege.

In der Nähe von Lippspringe steht ein Kreuz, auf dessen erster Seite geschrieben steht: „Was will das Kreuz, das am Wege steht? Es will dem Wanderer, der vorübergeht, das große Wort des Trostes sagen: Der Herr hat deine Schuld getragen!“ — Auf der zweiten: „Was will das Kreuz, das am Wege steht? Es will dem Wanderer, der vorübergeht, das große Wort der Hoffnung sagen: Das Kreuz will dich zum Himmel tragen.“ — Auf der dritten: „Was will das Kreuz, das am Wege steht? Es will dem Wanderer, der vorübergeht, das große Wort der Weisheit sagen: Du sollst dem Herrn das Kreuz nachtragen.“ — Auf der vierten: „Seitdem mein Herr am Kreuz gebüßt, ist jedes Leiden mir versüßt. Drum will ich's tragen ohne Klagen; einst wird es ja mein Himmelswagen!“



## Abendandacht.

Von Matthias Claudius.

Der Mond ist aufgegangen,  
Die goldnen Sternlein prangen  
Am Himmel hell und klar;  
Der Wald steht schwarz und schweiget  
Und aus den Wiesen steigt  
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille  
Und in der Dämmerung Hülle  
So traulich und so hold!  
Als eine stille Kammer,  
Wo ihr des Lebens Jammer  
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —  
Er ist nur halb zu sehen  
Und ist doch rund und schön.  
So sind wohl manche Sachen,  
Die wir getrost verlachen,  
Weil unsre Augen sie nicht sehen.

„Wir stolzen Menschenkinder  
Sind eitel arme Sünder  
Und wissen gar nicht viel.  
Wir spinnen Luftgespinste  
Und suchen viele Künste  
Und kommen weiter von dem Ziel.“

Gott, laß Dein Heil uns schauen,  
Auf nichts Vergänglich's trauen,  
Nicht Eitelkeit uns freun.  
Laß uns einfältig werden  
Und vor Dir hier auf Erden  
In Deiner Gnade fröhlich sein.



## Zwölf ernste Tatsachen über den Alkohol.

1. Es ist Tatsache, daß in Deutschland alljährlich 677 470 000 Liter Branntwein getrunken werden, das sind 6 774 700 Hektoliterfässer, zu deren Fortschaffung etwa 112 745 Doppelwaggon nötig wären.

2. Es ist Tatsache, daß in Deutschland alljährlich 5 565 600 000 Liter Bier getrunken werden, das sind 55 656 000 Hektoliterfässer, zu deren Transport etwa 909 267 Doppelwaggon vorhanden sein müßten.

3. Es ist Tatsache, daß in Deutschland im Jahre 322 000 000 Liter Wein getrunken werden, das sind 3 220 000 Hektoliterfässer, deren Fortschaffung 53 666 Doppelwaggon erfordern.

4. Es ist Tatsache, daß Deutschland diesen Alkoholsee jährlich mit 3 Milliarden Mark bezahlt, eine Zahl, die sich außerordentlich leicht spricht, von der wir uns aber keine rechte Vorstellung machen. Eine Ahnung steigt in uns auf, wenn wir bedenken, daß 3 Milliarden gleich 150 Millionen Zwanzigmarkstücke sind. Zur Fortschaffung dieses Goldberges würden etwa 120 Eisenbahn-Doppelwagen nötig sein.

5. Es ist Tatsache, daß alljährlich in Deutschland 1600 Sklaven der Trunksucht im Selbstmord endigen, das entspricht der Einwohnerzahl eines größeren ländlichen Kirchspiels.

6. Es ist Tatsache, daß alljährlich in Deutschland 30 000 Menschen als Säufer in die Nacht des Wahnsinns versinken, das sind etwa soviel, als eine Provinzialstadt, z. B. Hamm i. W., Einwohner zählt.

7. Es ist Tatsache, daß alljährlich in Deutschland 150 000 Trinker als Übertreter der Gesetze und Verbrecher dem Arm des Strafrichters verfallen, das sind mehr Menschen, als in Barmen wohnen.

8. Es ist Tatsache, daß der vierte Teil aller Geisteskranken ihr Elend der Trunksucht verdanken.

9. Es ist Tatsache, daß in zehn Jahren (1877—1886) allein in den Krankenhäusern Preußens 14 186 Personen am Säuferswahn sinn gestorben, also noch mehr, als eine Kreisstadt wie z. B. Soest i. W. Einwohner zählt.

10. Es ist eine Tatsache, daß unter den jetzt lebenden deutschen Männern zirka  $1\frac{3}{4}$  Millionen sich durch gewohnheitsmäßiges

Trinken vor der Zeit zu Grunde richten und töten, das entspricht fast der Einwohnerzahl Schleswig-Holsteins.

11. Es ist Tatsache, daß wir zur Zeit in Deutschland zirka 300 000 notorische Trunkenbolde haben. Wenn diese alle auf einem Flecke wohnten, würde eine Stadt entstehen, so groß wie Barmen-Elberfeld.

12. Es ist Tatsache, schreckliche Tatsache, was 1. Kor. 6, 10. geschrieben steht: „Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben.“

\*

\*

Wie bedeutende Ärzte dargetan, enthalten die alkoholhaltigen Getränke keinen eigentlichen Nährwert, so daß ihr Gebrauch kein eigentliches Bedürfnis ist und leicht zum Mißbrauch führt, welcher unbeschreibliches Elend über Land und Leute bringt für Zeit und Ewigkeit.



### Ein Schwabenreich.

Von einem handfesten Schwaben, der sich über Gotteslästerung noch entrüsten konnte, weiß das Züricher „Evang. Wochenblatt“ zu berichten: Johann H., ein Nagelschmied aus Ehningen in Württemberg, war auf der Wandererschaft in einem aufgeklärten Thüringer Städtchen zur Herberge. Dort hörte er, daß am Abend ein Freidenker einen Vortrag über das Dasein Gottes halten werde. Er dachte: „Schön, das kannst du auch einmal mit anhören.“ Der Abend kam, und der Wanderredner auch und ließ seine Lasterrede los. Als Knalleffekt am Schluß rief er: „Wenn ein Herrgott wäre, so würde er nach allem, was ich gesagt habe, einen Engel schicken, um mir eins an den Kopf zu geben.“ Da wallte dem ehrlichen Schwaben sein Blut und er brummte: „Des kann i scho bsorga, da braucht's koin Engel dorzu, du Bürschle, du frechs!“ Und ehe der Maulheld sich zurückziehen kann, hat der Schwabe seinen Gedanken zur Tat werden lassen, und zwar kräftig. „En schöne Gruß au vo unserm Herrgott, und wege so- ma Männle schick mer koin Engel vom Himmel runter, des könn' au i bsorge.“ — Es ist schon manches Jahr her, seit dies geschehen ist, und ob der Nagelschmied genau nach Luk. 9, 54—56 gehandelt hat, kann man dahingestellt sein lassen. Aber solch ein ehrlicher Eifer um Gott und Sein Haus freut einen auch heute noch.



## Im Reich der Lüfte.

**W**ahrlich, der Traum von Jahrtausenden scheint wahr zu werden! Welcher Traum? Nun, daß der Mensch fliegt. Viele meiner kleinen Leser haben gewiß auch schon geträumt, daß sie durch die Luft geflogen seien. Der Schreiber hat es von sich wiederholt geträumt, nicht in den letzten Jahren, aber doch als Knabe, allerdings nicht mit offenen Augen, sondern des Nachts im Schlaf. Und ich habe seitdem von vielen gehört, daß auch sie im Traume geflogen oder doch von einer Höhe herab im Fluge sanft getragen worden seien. —

Daß Graf von Zeppelin in seinem schönen Luftschiff durch Deutschland hin und her fliegt, und daß die verschiedenen Luftschiffe von Groß und Parseval da und dort, zum Teil wie Graf Zeppelin mit hohen Gästen in der Gondel, ihren Besuch machen, das ist euch nicht unbekannt geblieben. Viele von euch haben diese Luftschiffe selbst gesehen. Es scheint, daß Gott es den Menschen gelingen läßt, einen regelmäßigen Fahrdienst, mit Ausnahme von Tagen bei ernstem Sturm und Unwetter, durch die Luft einzurichten. Dann wird das Gebot des Herrn, das Er den Menschen gab, sich die ganze Erde: Land, Wasser und Luft, zu unterwerfen, in etwa erfüllt sein. —



Der französische Luftschiffer Blériot.

Deutschland steht bis jetzt an der Spitze der Völker hinsichtlich der Luftschiffahrt mit lenkbaren, von Gas gefüllten Ballons. Nicht so ist es aber hinsichtlich der Flugmaschinen, die schwerer sind als die Luft.\*) Da ist Frankreich voran; und Deutschland

\*) Denkt euch ein ganz leichtes Automobil, das große Flügel hat, zuweilen mehrere Flügel oder Fächer über einander; das Automobil nimmt zuerst einen Anlauf auf der Erde, rennt meist eine schiefe Ebene hinauf, bis es

hat kaum einen Anfang gemacht. Nur der deutsche Ingenieur *Grade* aus Magdeburg hat schöne Erfolge mit einer Flugmaschine errungen. Übrigens war ein Deutscher namens *Lilienthal* der Bahnbrecher in dem Bau von Flugmaschinen.

Ende Juli 1909 hat nun gar ein Franzose, der Luftschiffer *Blériot*, die Meerenge, welche England von dem europäischen Festlande trennt, mit seiner Flugmaschine (*Aeroplan*) überflogen. Die Strecke, welche *Blériot* über den Ärmelkanal von der französischen Stadt *Calais* bis zur englischen Hafenstadt *Dover* überflog, ist 41 Kilometer lang. Diese Strecke hat er in 27 Minuten zurückgelegt. Unsere Bilder zeigen uns beides, den kühnen Mann und seinen kühnen Flug.

Es wird die kleinen Freunde interessieren, den Bericht zu lesen, wie sich der Flug über den Ärmelkanal vollzog. Wir entnehmen den Bericht dem „Arbeiterfreund“ und der englischen Zeitung „Daily Mail“, welche den von *Blériot* gewonnenen Preis aussetzte für den Mann, der zuerst das Meer mit einem *Aeroplan* überflogen würde.

„Noch in der Nacht, die jenem denkwürdigen Tage voranging, hatte es geregnet, und das Meer war bewegt. Aber gegen Morgen hellte sich das Wetter auf, und als *Blériot* um drei Uhr früh sich erhoben hatte, entschloß er sich alsbald, das Wagnis zu unternehmen. Der Torpedobootzerstörer „*Escopette*“ sollte ihm als Wegweiser dienen und nötigenfalls zu Hilfe kommen. *Blériot* macht zunächst einen kurzen Versuchsflug von etwa fünf Minuten, beschreibt zwei Kreise in der Luft, senkt sich herab und landet wieder glatt. Alles geht nach Wunsch, der Motor arbeitet zuverlässig. Nun wird es Ernst. Die „*Escopette*“ wird durch Signale vom bevorstehenden Aufstieg benachrichtigt und antwortet mit einem Kanonenschuß: „Wir sind bereit!“ Aber noch ist die Sonne nicht am Horizont erschienen, und da der Flug nach den Bestimmungen des Preises der „Daily Mail“ zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang vollzogen werden muß, gilt es noch zuzuwarten. Endlich rötet sich der östliche Himmel, und nun ist die Sonne da. Punkt 4 Uhr 35 Minuten erfolgt der Abflug.“ Seinen Flug übers Meer schildert *Blériot* selbst folgendermaßen:

---

auf einmal den Boden verläßt und sich zum Flug in die Luft erhebt und von der Luft getragen wird infolge der großen Flügel, während der Motor der lenkbaren Maschine die Kraft verleiht, voranzukommen, wohin der Luftschiffer das Fahrzeug führen will. —

„Anfangs war ich ganz damit beschäftigt, zu prüfen, ob der Motor richtig arbeite und genügend Brennstoffzufuhr erhalte,



Ein großer Erfolg der Luftschiffahrt:  
Der französische Luftschiffer Biériot überfliegt von der französischen Küste aus auf dem von ihm erfundenen  
Aeroplan das Meer, um bei Dover an der Küste Englands zu landen.

dann suchte ich meine Richtung. Ich folgte dem mit Vollampf unter mir hinfahrenden Torpedobootzerstörer „Escopette“. Aber schon nach zehn Minuten habe ich ihn überholt. Bald darauf

wende ich den Kopf rückwärts, um mich zurechtzufinden. Aber nichts ist mehr zu sehen, weder das Schiff noch die Küste. Ohne Anhaltspunkte, ohne zu wissen, wo ich war, flog ich zehn Minuten aufs Geratewohl drauf los. Hätte während dieser Zeit der Motor versagt, so wäre ich sicherlich ertrunken. Endlich bemerke ich die Kreidefelsen Englands, die aus bläulichem Nebeldunst emporwachsen. Ich richte meinen Flug auf und bin damit beschäftigt, auf den regelmäßigen Gang meines Motors und die genaue Steuereinstellung zu achten, so daß mir wenig Zeit für tiefere Eindrücke bleibt. Trotzdem freue ich mich, als ich die englische Küste acht Kilometer westlich von Dover zu Gesicht bekomme. Rasch erkenne ich meinen Irrtum und fliege die Küste entlang, um Dover zu erreichen, das ich endlich tief unter mir liegen sehe. Eine große Erleichterung gewährt es mir, als ich die Brandung überfliege, denn plötzlich wird meine Maschine durch einen unregelmäßigen Wind hin- und hergeschleudert. Dieser Wind hat mir große Schwierigkeiten bereitet, denn er war viel unregelmäßiger und viel stärker als irgend eine Windströmung, auf die ich je gestoßen bin. Der Anblick der großen Ozeandampfer und der stolzen Kriegsschiffe ist mächtig packend, wenn man sie in 70 Meter Höhe überfliegt. Ich habe die ganze englische Unterseebootsflotte zu meinen Füßen passieren lassen. Über die Dächer und Türme Dovers, über die Befestigungen der trozigen Handelshochburg Albions geht mein Flug. Ich suche nach einer Stelle, die zur Landung geeignet ist. Endlich erblicke ich hinter dem Schloß einen freien Platz auf dem zerklüfteten Gelände am Ufer des Golfes, sehe eine dreifarbige Fahne flattern — das verabredete Zeichen. Die Maschine sinkt rasch hernieder, ich habe wieder festen Boden unter mir. Ich bin glücklich, ohne den geringsten Unfall dieses Wagstück vollbracht zu haben, das ich vor einigen Tagen in aller Eile auszuführen beschloß. Mehr als je habe ich das felsenfeste Vertrauen in die Zukunft der Aviatik (Luftschiffahrt) und namentlich meines Monoplans, dessen Vorkämpfer ich gewesen bin.“

Seitdem hat Blériot noch Größeres mit seinem Eindecker geleistet, wenigstens ist er später viel höher geflogen; denn bei seinem Flug von Frankreich nach England flog er durchweg nicht mehr als 80 Meter hoch, während er bei dem Wettfliegen zu Johannistal bei Berlin und Köln und Frankfurt a. M. bedeutend höher stieg. — Neulich legte Blériot über der Simmeringer Heide in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph und einer auf

300 000 Personen geschätzten Zuschauermenge eine Strecke von 33 Kilometern in 38 Minuten zurück. —

Neben Blériot sind als bedeutende Aviatiker (Flieger) zu nennen der Franzose Farman, der Belgier de Caters, der Franzose Latham, der den größten Überlandflug auf deutschem Boden erzielte, dann die Brüder Wright aus Amerika und der Russe Graf Lambert. Letzterer stieg auf dem Flugplatz Juvisy auf und flog nach Paris, wo er in einer Höhe von 350 Metern den Eiffelturm umflog, um dann nach Juvisy zurückzukehren. Die Strecke, die Graf Lambert hin und zurück durchmaß, beträgt 40 Kilometer und wurde von ihm in nur 50 Minuten zurückgelegt. Wahrlich, eine große Leistung!

Betrübend ist es nur, daß die Menschen bei ihren Erfolgen zumeist unbändig hochmütig und stolz werden; und so gereicht das, was ihnen und anderen zum Nutzen dienen könnte, wenigstens ihnen selbst zum Fluch und Gericht. Hochmut ist auch die Ursache des Sturzes Satans gewesen, der einst ein großer Engel Gottes war. (1. Tim. 3, 6.)

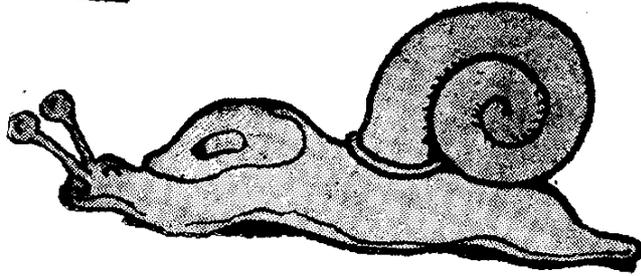
Der Mensch ist „göttlichen Geschlechts“ (Apostg. 17, 28.), und daher läßt ihm Gott so viel gelingen, wenn er nur in Fleiß und Umsicht bei seinen Unternehmungen beharrt. Wie weit er es in der Beherrschung der Luft bringen mag, deren manche sich schon heute rühmen, nicht mit vollem Recht, das muß die Zeit lehren. — In der Bibel wird uns gesagt, daß die Kinder Israel, welche jetzt unter alle Völker der Erde zerstreut sind, einmal nach Palästina zurückkehren werden, „wie Tauben, die zu ihren Schlägen eilen“. Und ein anderes Mal wird von einem „Land des Flügelgeschwirrs“ geredet. (Jes. 18, 1. u. 60, 8.) Man hat das auf eine teilweise Rückkehr der Juden durch die Luft gedeutet. Allerdings vernimmt man bei der Ankunft der lenkbaren Luftschiffe und Flugmaschinen ein lautes „Flügelgeschwirre“; und manche erinnern, wenn sie kommen, wenn auch nicht an „Tauben“, so doch an gewaltige Vögel, die durch die Luft eilen.

Jedenfalls wird Gott einst Seine Ratschlüsse mit der Erde und Seinem Volke alle herrlich hinausführen; und am Ende wird Er, der uns alle Weisheit gab und allen Segen, die wir bei unserer Arbeit auf Erden je empfangen durften, allein groß sein und allen Ruhm haben. — Wohl euch, ihr Kinder, wenn ihr jetzt schon Gott in allem, was Er euch tun heißt, um Weisheit und Segen bittet und nur Ihm allein stets die Ehre gebt!

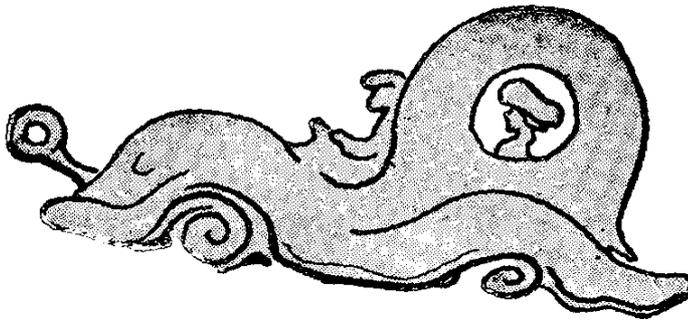


## Eine Verwandlung und Entwicklung,

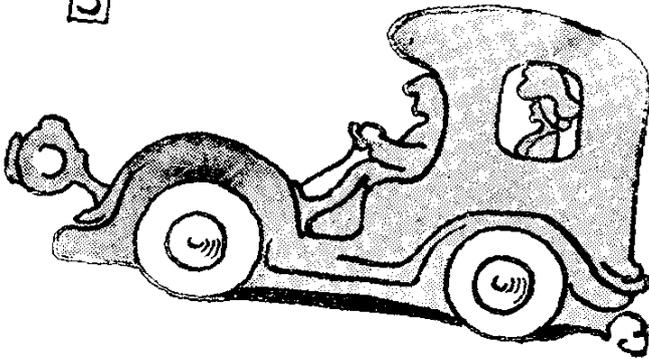
1



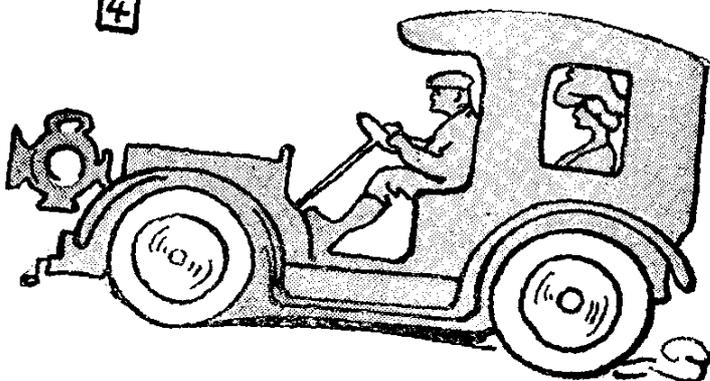
2



3



4



wie sie der moderne Mensch jetzt gern bei allen Schnecken und Schneckenposten sehen möchte. Aber wie ungemütlich wäre die Welt, wenn sich jede Schnecke in ein Automobil verwandeln würde! Gut, daß es bei dem bloßen Wunsche bleibt, wie ja auch der Wunsch jenes flugen Mannes, der da meinte, die dicken Kürbisse müßten eigentlich am hohen Eichbaum wachsen, glücklicherweise unerfüllt geblieben ist. So werden denn die Schnecken auch fernerhin ohne Verwandlung und Entwicklung ruhig neben uns ihre Straßen ziehen.



### Professor Morfes Licht.

**A**n Professor Samuel F. B. Morse, den berühmten Erfinder des elektrischen Telegraphen, wurde einmal folgende Frage gestellt: „Herr Professor Morse, als Sie drüben in Ihren Räumen in der Universität Ihre Experimente machten, kamen Sie jemals in eine Lage, daß Sie nicht wußten, was zunächst zu tun sei?“

„O ja, mehr als einmal.“ — „Und was taten Sie da zunächst in solchen Zeiten?“ — „Ich will Ihnen, mein Herr, im Vertrauen antworten,“ sagte der Professor, „aber das ist eine Sache, von welcher das Publikum nichts weiß. Wann immer ich meinen Weg nicht klar sehen konnte, so bat ich Gott um mehr Licht.“ — „Und das Licht kam gewöhnlich?“ — „Ja. Und ich will Ihnen erzählen, daß, wenn schmeichelhafte Ehren von Amerika und Europa wegen der Erfindung, welche meinen Namen trägt, zu mir kamen, ich niemals die Empfindung hatte, sie verdient zu haben. Ich hatte eine wertvolle Anwendung der Elektrizität gemacht, aber nicht, weil ich anderen Leuten überlegen war, sondern lediglich, weil Gott, der sie für die Menschheit plante, sie irgend einem enthüllen mußte, und es Ihm gefallen hatte, sie mir zu enthüllen.“

Diese Äußerung eines ausgezeichneten Mannes der Wissenschaft erinnert uns wieder, wie manche ähnliche Äußerungen es schon getan haben, daran, daß wahre Geistesgröße keinen Hochmut kennt, und nicht den Weg zu demütiger, wahrhaftiger Erkenntnis Gottes in Christo Jesu versperrt. Als bei Vollendung einer der Universitätsbauten Präsident Hitchcock zum ersten Male seine geologische Klasse in einem neuen Lesesaal mit Oberlicht versammelte, war die Einleitung einer seiner besten Vorlesungen: „Meine jungen Herren, all das Licht, welches wir hier haben, kommt von „oben“, nämlich von dem Vater des Lichts.“

### Ich kann nicht anders.

Als der Komponist Haydn einmal gefragt wurde, woher es komme, daß seine großen Kompositionen (Musikschöpfungen) stets so fröhlich klingen, gab er die schöne Antwort: „Ich kann nicht anders, denn ich komponiere so, wie mir ums Herz ist. Wenn ich an Gott und Seine Gnade in Christo Jesu denke, dann ist mein Herz so voller Freude, daß mir die Noten gleichsam aus der Feder springen. Da mir Gott ein fröhliches Herz gegeben hat, so wird es verzeihlich sein, daß ich Ihm mit freudigem Geiste diene.“



Ruhig.

# Herzeleid.\*)

3. C.

*p* *mf*

1. Es gibt im Le=ben ein Her=ze=leid, Das ist wie die  
 2. Das ist das tie=fe Her=ze=leid, Wenn um die  
 3. Und die=ses tie=fe Her=ze=leid Das heilt kein  
 4. Und für dies bitt=re Her=ze=leid Da = für hat ein

*f* *p*

1. wei=te Welt so weit, Das ist wie Ber = ges=  
 2. Sün=de die See=le schreit, Wenn die Trä = ne rinnt um der  
 3. Bal=sam die=ser Zeit, Das stillt kein Bau = ber von  
 4. Mitt=ler sein Herz ge=weicht: Durch Chri = sti Blut und Ge=

*p* *p*

1. la = sten schwer, Das ist so tief wie das tie = fe Meer.  
 2. Sün=de Last, Wenn um die Sün=de die Wang'er=bläst.  
 3. Lieb' und Lust, Das tö = tet kein Tod in der Menschenbrust.  
 4. rech = tig = keit Wird uns ge = stillt dies Her = ze = leid.

Emil Quandt.

Aus „Himmelwärts“, 12 Lieder für Solo oder gemischten Chor von P. Conrad.  
Verlag: E. Röttger in Kassel. (80 Fig.)



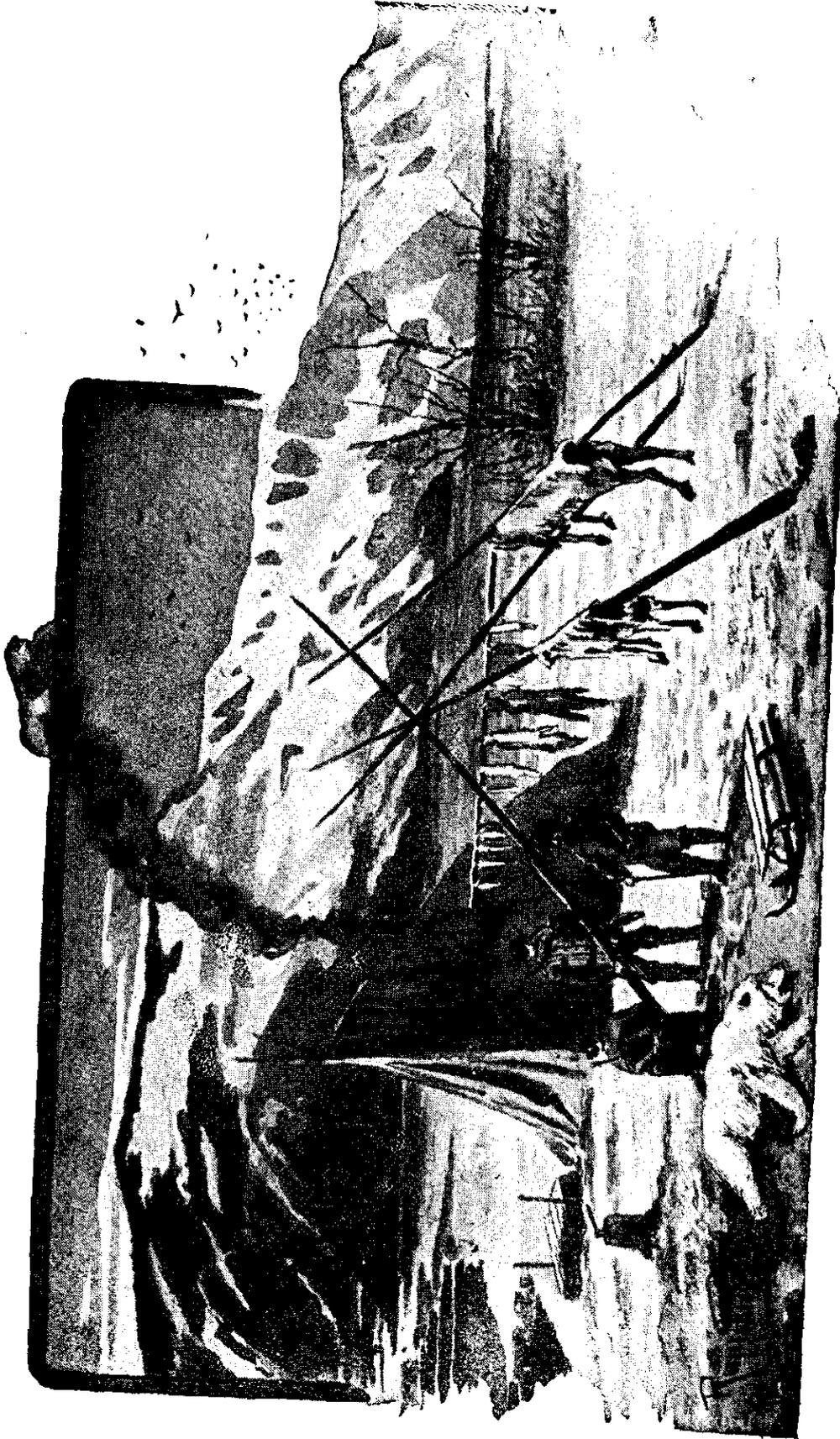
## Der Nordpol.

**S**chon seit Jahrtausenden hat die Eroberungs- und Entdeckungs-  
lust die Menschen getrieben, neue Länder und Gebiete auf-  
zufinden und einzunehmen. Oft trieb sie dazu das Verlangen,  
neue Wohnsitze zu finden oder Nahrung für sich und das Vieh  
oder auch um fremde Waren zu holen und die eigene Ware abzu-  
setzen. So habt ihr gewiß gehört von den Reisen der Handelsvölker,  
wozu die alten Phönizier gehörten, und von der Wanderlust der  
indogermanischen Völker und den großen Völkerwanderungen.

Aber auch die Wißbegierde hat viele denkende Männer  
über Länder und Meere geführt, um neue Erdteile und Gebiete  
zu erforschen. Seit Jahrzehnten bilden nun die beiden Erdpole,  
der Südpol und noch mehr der Nordpol, eine große An-  
ziehungskraft auf den Forschungstrieb und Ehrgeiz der Völker  
aus. Ihr habt gewiß gehört, wie Männer wie Nordenstiöld  
und Fr. Nansen ausgezogen sind und nach großen und kühnen  
Fahrten bald in Schiffen, bald zu Land auf Schlitten, die von  
Hunden gezogen wurden, dem Nordpol sehr nahe gekommen sind.  
Weit über die Grenzen hinaus, wohin noch kühne Walfischfänger  
und Jäger, die besonders nach Eisbären ausgehen, ihre Schiffe  
wagen, sind diese Forscher vorgedrungen. Aber den Nordpol haben  
sie nicht erreicht, wenn sie auch demselben näher kamen als all  
ihre Vorgänger, wie ihr das auf der Figur auf Seite 65, auf der  
ihr alle bedeutenden Nordpolexpeditionen mit Namen der Forscher  
und den Jahreszahlen eingetragen findet, sehen könnt.

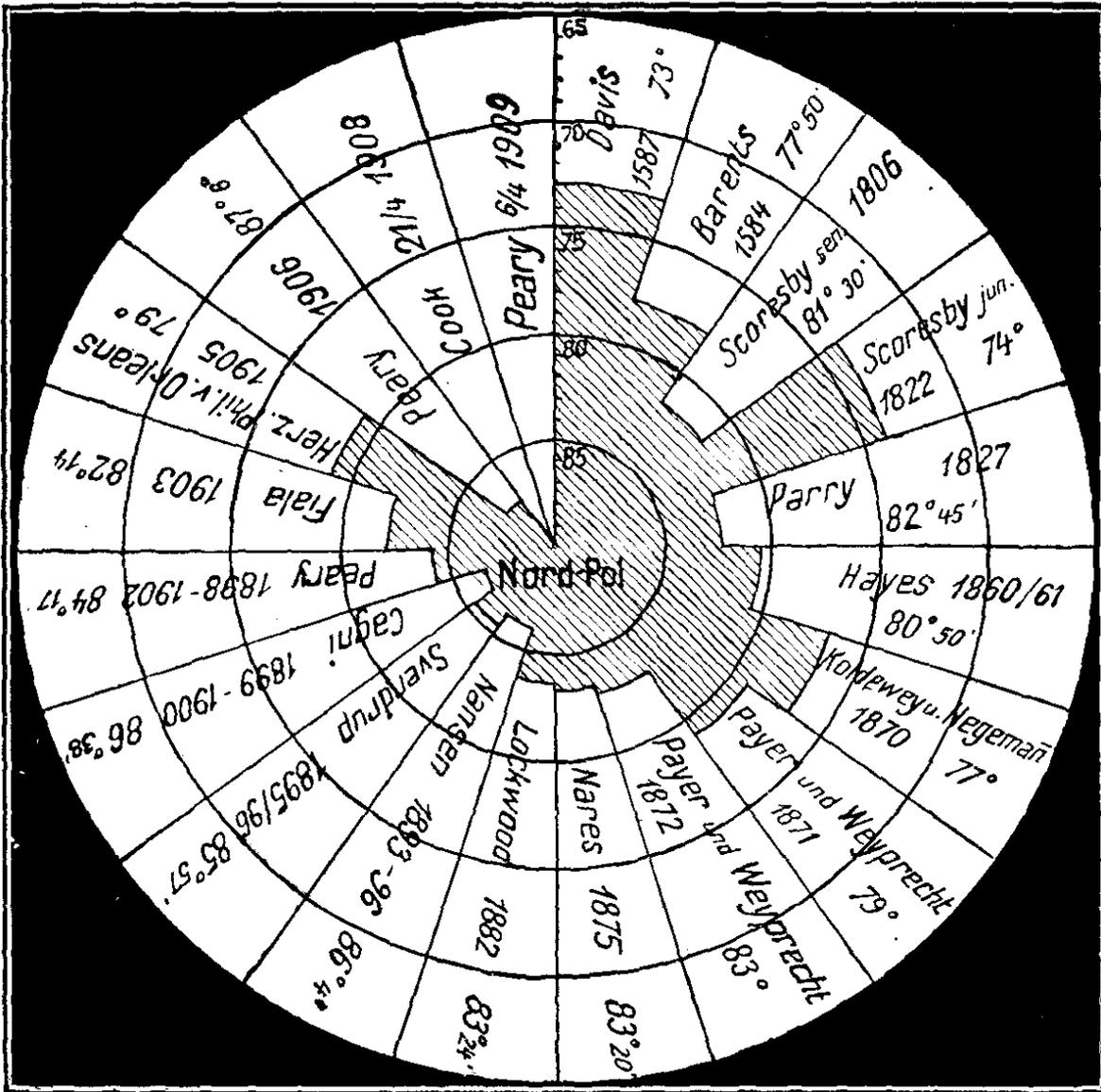
Nun kommen plötzlich dieses Jahr zwei amerikanische  
Forscher von ihrer Reise zurück und wollen beide den Nordpol wirk-  
lich erreicht haben. Der eine ist Dr. Frederik Albert Cook (sprich:  
Kuf, deutsch: Koch), ein Arzt deutscher Abkunft, ein Mann von  
44 Jahren; dieser will mit nur drei Eskimos am 21. April 1908  
an den Pol gelangt sein. Der andere ist der Polarforscher Robert  
Peary (sprich: Perie), ein Mann von 53 Jahren, welcher auf  
einer früheren Reise (1892) Grönland erforschte und feststellte,  
daß dieses eine Insel ist; dieser behauptet, den Pol am 6. April  
1909, also etwa ein Jahr später, erreicht zu haben. —

Merkwürdigerweise glaubt von beiden Männern keiner dem  
anderen und nennen sich — Welch eine Schmach und Schande  
für Männer, die für die Wissenschaft gearbeitet haben wollen! —  
gegenseitig öffentlich Lügner.



Polarlandshaft.

Wer weiß, vielleicht sagen beide Männer, wissentlich oder unwissentlich, die Unwahrheit. Sie sind indessen beide weit vorgebrungen und sind dem Ziele, wenn sie es nicht erreicht haben, nahe gewesen. Merkwürdig ist es, falls sie wirklich am Nordpol waren, daß gerade zwei Amerikaner in dem Zeitraum von 12 Monaten



Übersichtskarte der bisherigen Nordpolexpeditionen.

das langersehnte Ziel, unabhängig von einander, erreichten; denn von 375 v. Chr. an, wo Pytheus aus Marseille die erste Nordfahrt machte, bis 1585, wo der Engländer Davis (sprich: Däwis) bis zum 73. Grad nördlicher Breite kam, versuchten nacheinander Normannen, Genueser, Portugiesen und alle übrigen Seefahrer

möglichst weit nach Norden vorzudringen. Sie entdeckten dabei einen Teil der nordamerikanischen Inselwelt und von Grönland.

Lassen wir einmal den unerquicklichen Streit von Cook und Peary, der dem amerikanischen Sternenbanner keine Ehre einzutragen scheint, obwohl gewiß doch viel Ehre und auch viel Geld dabei erwartet wurde, beiseite und sehen wir uns im Geiste ein wenig in der Nähe des Nordpols um. Ihr habt nicht dabei zu befürchten, daß euch eine Hand oder gar die Nase erfriere.\*)

So viel weiß man schon aus den Berichten aller früherer Polarforscher, daß vom 85. Grad ab, also 75 Meilen vom Pol entfernt, sich kein festes Land mehr befindet; auch alles Tier- und Pflanzenleben ist in diesen Regionen, die von Schnee, Treib- und Packeis erfüllt sind, völlig erstorben. Und doch unterscheidet man auch dort zwischen einem Sommer- und Winterhalbjahr. Der Sommer währt vom 21. März bis zum 22. September; in diesem Halbjahr steht die Sonne ununterbrochen am Himmel, während im Winter die Sonne ein halbes Jahr gar nicht aufgeht. Also ist dort ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht. Diese lange Nacht wird aber in etwa erhellt durch die hellstrahlenden Sterne und Sternbilder, die in 24 Stunden rings um den Polarstern ziehen. Dieser steht dort senkrecht über dem Nordpol der Erdochse.\*\*)

Außer den Sternen erleuchtet noch zuweilen das wunderbare Nord- oder Polarlicht die lange Polarnacht und taucht monatelang die Gletscher und Schneeberge in rote Blut. (Vergl. darüber die „Jugendfreude“, IV. Heft, Beschreibung und Abbildungen auf Seite 76—80.)

Wer zu Frühlingsanfang auf dem Nordpol stände, der würde

---

\*) Da die Amerikaner „ziemlich unversehrt“ sind in ihren Behauptungen und der Verfolgung ihrer Ziele, so mag es schon sein, daß sie den Nordpol an sich reißen. Vorher werden aber Männer der Wissenschaft die Aufzeichnungen prüfen, die Cook und Peary an Ort und Stelle über Stand der Sterne und der Sonne mittelst Instrumenten gemacht haben wollen, auch Zeugen vernehmen u. a. m. —

\*\*\*) Bei uns steht der Polarstern (den man leicht am Himmel findet, wenn man die zwei Hinterräder „des großen Bären“ im Geiste durch eine gerade Linie verbindet und um das Fünffache verlängert) nicht senkrecht über uns, bei Berlin steht er etwas mehr als 52 Grad über dem Horizont; je weiter man nach Norden geht, desto höher steigt er, bis er am Nordpol senkrecht über dem Haupte steht, ist also während der Winterzeit ein gutes Erkennungszeichen, ob man den Nordpol erreicht habe. In der Sommerzeit ist als Erkennungszeichen dagegen der Stand der Sonne maßgebend.

die Sonne nach der langen Winternacht aufgehen sehen, sie würde sich aber dem Rande des Horizontes entlang immer weiter bewegen, bis sie ihren Aufgangspunkt wieder erreicht hätte, nur ein wenig höher. Tag für Tag setzt so die Sonne dort ihren Lauf fort und beschreibt dadurch mit der Zeit am Himmel eine aufsteigende Spirale. Am 21. Juni, zur Zeit der Sommer Sonnenwende, erreicht sie ihren höchsten Stand, etwa  $23\frac{1}{2}$  Grad über dem Horizont, also nur so



Grönländische Kinder.

hoch, wie die Sonne bei uns mittags am 1. November steht. Hierauf senkt sie sich wieder, um nach und nach den Horizont zu berühren und am 22. September für ein halbes Jahr zu verschwinden. Am 21. April, als Cook dort gewesen sein will, soll ihre Höhe etwas mehr als  $11\frac{1}{2}$  Grad betragen haben, was stimmen könnte. —

Raum und Zeit scheinen am Nordpol ganz aus den Fugen zu sein. Die Sonne steht, trotzdem sie den ganzen Horizont umkreist, immer im Süden und hilft uns also nicht zur Orientierung von Nord, Ost und West. Und noch schwerer wird es

dort für uns, die Zeit zu bestimmen, weil ja die Sonne den ganzen Tag gleich hoch steht.

Nun noch ein Wort über die Bewohner, nicht des Nordpols, denn, wie wir sagten, gibt es dort, wo eine Kälte von über 60 Grad herrscht, keine Lebewesen. — Aber in Grönland wohnen im Westen etwa zehntausend Seelen, die sich alle zum Christentum bekennen, während in Ostgrönland auch noch viele Heiden wohnen. — Über die Lebensweise der Grönländer in jenen bitterkalten Regionen möchte ich gern meinen jungen Freunden manches erzählen, besonders aber über das Werk Gottes dort. Sie würden dann hören, wie dort die wahre Sonne, Jesus Christus, so viele Herzen mit dem wahrhaftigen Licht erleuchtet hat und ihnen ewiges Leben schenkte. Diese Sonne leuchtet ewig über ihnen, während die Sonne am Himmel immer wieder untergeht, wenn sie auch dort in Grönland also ein ganzes halbes Jahr am Himmel steht. Auch Kinder, von denen ich euch einige oben im Bilde zeigte, sind unter den Glücklichen, die den Heiland kennen. Man kann von diesen sagen, daß sie nicht nur die ewige Sonne, sondern auch den wahren Pol gefunden haben. Dieser Pol ist Jesus Christus. Um Ihn wird sich einst alles drehen im Himmel und auf Erden. Denn Er ist der Sohn Gottes und alle Dinge sind durch Ihn und für Ihn erschaffen. Dazu ist Er der große Verjöhner. (Kol. 1, 16. 20.) O, wie reich und glücklich sind alle, alt und jung, welche diesen Pol erreichten. Ob sie wohnen im hohen Norden oder Süden, im Osten oder Westen, sie sind die glücklichen Kinder Gottes und die reichen Erben der ewigen Herrlichkeit. Gehört ihr bereits zu diesen Glücklichen, ihr jungen Leser? Seht, auch euch möchte der Herr und Heiland die große Gnade Seines ewigen Heils zuwenden, darum ruft und ladet Er euch so mannigfach zu sich. Auch heute wieder.



### Unmöglich.

Nichts kann Dir unmöglich sein\*), Du allmächtig, liebevoll Wesen;  
Eins nur, Herr, nur eins allein, kannst Du nicht: ich hab's gelesen:  
Lügen nicht!\*\*) Es bleibt dabei, Du bleibest Deinem Worte treu.

---

\*) Mark. 10, 27; \*\*) Tit. 1, 2; Hebr. 6, 18.



## Die Wiederkehr des Halley'schen Kometen.\*)

**S**in Astronom, Professor Wolf in Heidelberg, hat am 11. September 1909 auf einer photographischen Platte des Sternenhimmels einen Kometen entdeckt, welcher ohne Frage der berühmte Halley'sche Komet ist, der in 76 Jahren in seiner gestreckten Bahn um die Sonne kreift. Derselbe nähert sich, wie man berechnet hat, der Erde jetzt täglich mit einer Geschwindigkeit von etwa vier Millionen Kilometern. Welch eine fabelhafte Schnelligkeit für einen Körper! — Im Monat Februar 1910 wird er wahrscheinlich schon für das bloße Auge am Himmel sichtbar sein und im April 1910 wird er sich in der Nähe der Sonne am Morgenhimmel zeigen und bald nachher wahrscheinlich längere Zeit hindurch einen interessanten Anblick gewähren. —

Die alten Bücher und Chroniken, selbst bei den Chinesen, reden von diesem Kometen. So hing er im Jahre 218 n. Chr. „als ein schreckliches Gestirn“ am Himmel. Auch im Jahre 451, als der Hunnenkönig Attila durch den König Theodorich eine schwere Niederlage erlitt. Im Jahre 1066, als Kaiser Heinrich IV. krank zu Friblar lag und Wilhelm der Normanne siegreich an der Küste von England landete, zeigte sich der gleiche Komet und zwar mit langem Schweife am Himmel. Man brachte zu jener Zeit beide Ereignisse mit diesem Kometen in Verbindung.

Im Jahre 1456 erschien der Halley'sche Komet mit einem auffallend langen, glänzenden, schwertförmigen Schweif am Himmel. Die Menschheit geriet in Aufregung; denn die Türken rangen um die Oberherrschaft über das Abendland. Dazu waren Mißernten und Krankheiten überall in Europa. Damals befahl der Papst Calixtus IV. öffentliche Gebete und das Glockengeläute um Mittagszeit, um gemeinsam gegen die Türkengefahr zu beten. Aus jener Zeit

---

\*) Kometen oder Schweifsterne haben ihren Namen von ihrer Gestalt. Sie bestehen nämlich zumeist aus einem Kopf und einem der Erde gewöhnlich zugewandten dünnen, durchsichtigen Schweife; und das griechische Wort für Schweif (oder eigentlich Haar) ist *Kōmē*. — Früher nannte man sie auch „Frissterne“. Aber man weiß heute, daß die Kometen doch nicht alle ganz planlos in dem weiten Weltraum umherirren, sondern oft in Linien, die man Parabeln nennt oder auch in ganz langgestreckten Ellipsen durch unser Sonnensystem ziehen. Von einer ganzen Anzahl dieser Kometen kennt man jetzt die Umlaufszeit oder Wiederkehr, so von dem Halley'schen Schweifstern, dessen Wiederkehr man nun 17 Mal in der Weltgeschichte verzeichnet findet.

rührt das Läuten der Betglocke, das man an manchen Orten heute noch „die Türkenglocke“ nennt.

Nach der Ansicht mancher Gelehrten war der Halley'sche Komet auch der Stern von Bethlehern, der die Weisen aus dem Morgenland führte. Nach einer Berechnung derselben stand nämlich dieser Komet im Jahre 11 vor Christi Geburt in der Sonnennähe. Und da die Geschichtsforscher längst darüber einig sind, daß der Heiland nicht im Jahre eins, sondern einige Jahre früher — und zwar zwischen elf vor Chr. und eins — geboren wurde, so wäre es insofern möglich, daß die beiden Sterne einer und derselbe wären. Doch darüber können wir nichts Bestimmtes aussagen.

Der gläubige Christ erwartet nun einen anderen, kostbaren Stern, den „Morgenstern“. Ihr wißt ja, wer damit gemeint ist. Hört, was der Heiland von sich sagt: „Ich, Jesus . . . Ich bin die Wurzel und das Geschlecht Davids, der glänzende Morgenstern.“ Und was hören wir als Antwort auf Seinen Zuruf? „Der Geist und die Braut (das sind die Erlösten) rufen: Komm! Und wer es hört, spreche: Komm! Und wen da dürstet, der komme; wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!“ (Offb. 22, 16. 17.)

Möchten meine jungen Leser schon alle nach Vergebung und ewigem Leben Durst und wahres Verlangen empfunden und das Wasser des Lebens bei Jesu gefunden haben! — Ja, meine lieben jungen Freunde, möchtet ihr alle bereit stehen, um, wenn Jesus, der glänzende Morgenstern, kommt, mit Ihm zur Herrlichkeit zu gehen! —

Die ihr aber des Herrn Jesu Eigentum schon seid, o schämt euch Seiner nicht; folgt Ihm treu, bekennet Ihn gern mit Wort und Tat, und führt noch andere hin zu Ihm!



### Biblische Aufgabe.

Wo stehen im Evangelium Johannes folgende Aussprüche des Herrn Jesu?

„Ich gebe ihnen (d. h. Meinen Schafen) ewiges Leben.“

„Frieden lasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch.“

„Nicht gebe Ich, wie die Welt gibt.“





### Sperlingsbrauch.

Aufs Fensterbrett hin streut' ich Brocken,  
Um arme Vögel anzulocken.  
Nicht lange dauert es, da kam  
Ein Sperling, der ein Krümchen nahm  
Und flog davon. Warum nicht blieb  
Er da und aß, so viel ihm lieb?  
Warum nicht nahm er, was ich streute,  
Erfreut gleich in Empfang als Beute?  
Er flog davon — bald kam er wieder  
Und brachte mit zwei Sperlingsbrüder  
Und aß mit ihnen seelenfroh. —  
Wer von euch Kindern macht es so? — —



## Aus meiner Schulzeit.

Der Nachmittagsunterricht war beendigt. Unser Lehrer hatte kurz und herzlich, wie er es immer tat, gebetet. Daß er diesmal sein Gebet mit der fünften Bitte des Vateruniers geschlossen und einen besonderen Nachdruck auf dieselbe gelegt hatte, war vielleicht niemand außer mir aufgefallen; ich aber hatte es bemerkt, und ich wußte, weshalb es geschehen war. Auf die Gebetsstille war die lärmende Unruhe des Aufbruchs aus der Schule gefolgt. Da erscholl noch einmal die klare, feste Stimme des Lehrers: „Rudolf M. bleibt hier!“ Alles stutzte, und eine augenblickliche lautlose Stille folgte dem Befehle. Es geschah nicht oft, daß einer der Schüler zum Bleiben gerufen wurde, wenn es aber geschah, so handelte es sich, das wußten wir alle, um ein schweres Vergehen und um eine harte Strafe. Daß aber ich der Berufene war, ich, der Erste in der Klasse, der in wenigen Wochen aus der Schule entlassen werden sollte, ich, der ich von meinen Mitschülern den Spitznamen: „Schoßhündchen“ bekommen hatte, weil ich nur selten getadelt oder gestraft wurde — das machte den Befehl noch viel bedeutungsvoller.

Ich fühlte, wie aller Augen auf mich gerichtet waren, wußte, daß auf allen Lippen die Frage schwebte: „Was hat denn der getan?“ Ich hatte gelogen. — Vielleicht war es nicht zum erstenmale in meinem Leben geschehen, jedenfalls aber hatte ich es noch nie so mit Bewußtsein und Überlegung getan, wie heute, und deshalb hat sich auch alles klar und scharf meinem Gedächtnis eingeprägt.

Wir hatten nämlich zum bevorstehenden Examen ein recht schweres Rechenerempel zur Lösung erhalten, jeder von uns ein besonderes, und damit wir nicht in Versuchung kommen sollten, ein Buch zu benützen, waren die Aufgaben von unserem Lehrer selbst ausgearbeitet. Ich hatte bemerkt, daß er sie von kleinen Zetteln abgelesen und diese in ein Buch gelegt hatte.

Nun ist das Rechnen stets meine schwache Seite gewesen, und es kostete mich große Anstrengung, nicht hinter meinen Altersgenossen darin zurückzubleiben. Diesmal war mir die Aufgabe selbst nicht einmal ganz klar geworden, ich schämte mich jedoch, meinem Lehrer dies einzugestehen, und beschloß, eine günstige Gelegenheit abzuwarten, um mir die Zettel einmal anzusehen. Diese bot sich mir schon am Nachmittage.

Als Erster der Klasse hatte ich vor Beginn des Unterrichts überall nach Ordnung zu sehen, und mußte deswegen immer etwas früher als die anderen da sein; so konnte ich ja leicht und unbemerkt mein Vorhaben ausführen. Früher noch als sonst trat ich an dem Nachmittage in das Schulzimmer, hatte bald den richtigen Zettel gefunden und die erforderlichen Notizen gemacht. Gerade wollte ich das Blättchen wieder in das Buch legen, da traten einige Kameraden ein, wodurch ich gezwungen war, es noch zu behalten. Dies war mir sehr peinlich; denn, wenn ich auch am anderen Morgen leicht den Zettel wieder an seinen Ort bringen konnte, so wußte ich ja nicht, ob der Lehrer ihn nicht vorher vermissen würde. In angstvoller Sorge wanderten meine Blicke während des Unterrichtes oft nach dem verhängnisvollen Buche hinüber, doch es blieb unberührt, und schon hoffte ich, alle Gefahr der Entdeckung sei beseitigt. Da sah ich zu meinem größten Schrecken, daß der Lehrer kurz vor Schluß des Unterrichtes das Buch in seine Rocktasche steckte, ohne Zweifel, um es mit nach Hause zu nehmen. Was sollte ich nun machen? Bemerkte er das Fehlen deszettels, so mußte, da mein Name auf demselben stand, nur zu leicht der Verdacht, ihn genommen zu haben, auf mich fallen, zumal mein Lehrer sehr gut wußte, welche Not das Rechnen mir machte. Um mich nun vor Entdeckung der ersten Sünde zu sichern, mußte ich die zweite größere begehen, und bald hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Ich wußte, daß der Schuldiener beim Reinigen des Schulzimmers alle umherliegenden Papiere in einen neben dem Pult stehenden Papierkorb werfen mußte. Darauf baute ich meinen Plan. Was ich aber damals noch nicht wußte, war, daß unser Lehrer jeden Tag nach vorgenommener Reinigung selbst den Papierkorb nachsah, um etwaige brauchbare oder wichtige Papiere vom Feuertode zu retten.

Am Morgen nach dem erzählten Vorfall hatte Herr W. in einer anderen Klasse zu unterrichten. Ich hatte den verhängnisvollen Zettel unbemerkt in den Papierkorb unter andere Papiere gesteckt, sah aber doch voller Angst dem Nachmittage entgegen.

Frühzeitig begab ich mich in die Schule und war gerade bei meiner gewohnten Arbeit, als mein Lehrer eintrat. „Rudolf,“ sprach er sogleich, „hast du vielleicht gestern beim Aufräumen einen kleinen Zettel bemerkt? Er muß mir aus dem Buche, das hier auf dem Pulte lag, herausgefallen sein.“

Ich fühlte, wie mir das Blut in das Gesicht schoß, und das

Herz klopfte gewaltig. Einen Augenblick zögerte ich, dann aber siegte der böse Feind. Unwillkürlich hatte ich mich abgewandt, sagte dann aber ziemlich fest: „Ich habe keinen Zettel gefunden. Vielleicht liegt er im Papierkorb; ich will gleich nachsehen.“

Herr W. folgte mir und sah, wie ich nach einigem Suchen den verlorenen Zettel herausholte und ihm denselben übergab mit der Frage: „Ist es der?“

Schweigend nahm mein Lehrer das Blättchen, sah mich ernst an und sagte: „Ja, er ist es. Wie mag er hineingekommen sein? Gestern abend lag er noch nicht darin!“

O, hätte ich nun noch alles bekannt! Aber ich schwieg, und im nächsten Augenblick traten mehrere Schüler in das Zimmer. Während des ganzen Unterrichtes konnte ich keinen anderen Gedanken fassen als den: „Was wird nun geschehen?“

Ich hatte die Sache so fein anzufangen geglaubt, hatte mich so vor Entdeckung sicher gewähnt, und nun war ich doch durchschaut worden, durchschaut von den Augen, die so oft mit liebevoller Freundlichkeit auf mir geruht hatten. Wie würden sie jetzt mich anblicken? Ich wagte die meinen nicht zu ihnen zu erheben. Ich wußte, wie ernst unser frommer Lehrer es mit der Lüge nahm, und wie streng er sie bestrafte. Darum erscholl mir denn auch der Ruf: „Rudolf M. bleibt hier!“ wie die Posaune des Gerichts in die Ohren.

Endlich hatte die Türe sich hinter dem letzten Schüler geschlossen. Noch eine Pause, dann sprach mein Lehrer mit einer seltsam bewegten, fast zitternden Stimme: „Rudolf, ich will dir etwas erzählen; höre mich an. Es sind nun gerade zehn Jahre her, da hatte ich einige Monate lang einen erkrankten Kollegen zu vertreten und in der Unterklasse den biblischen Geschichtsunterricht zu erteilen. Unter den Kindern war ein kleiner Knabe, welcher ganz besondere Freude an diesen Geschichten zu haben schien, und sich stets durch große Aufmerksamkeit und gute Antworten auszeichnete. An dem Morgen, an welchen ich denke, hatte ich von der Kreuzigung des Herrn Jesu zu sprechen. Eben hatte ich den Kindern erzählt, wie die Kriegsknechte mit den großen Nägeln Hände und Füße an das Kreuz hesteten, da wurde ich plötzlich von heftigem Weinen unterbrochen, und eine Stimme rief schluchzend: „Sie sollen Ihm nicht so wehe tun! Sie sollen Ihm nicht so wehe tun!“ Der Knabe, dem die Stimme gehörte, warst du! — Und heute — heute hast du dem Heilande noch weher getan!“ — Damit war ich entlassen.

So schlich ich nach Hause. Eine harte Strafe, vielleicht eine körperliche Züchtigung hatte ich erwartet und würde sie als wohlverdient ruhig hingenommen haben. Nun hatte kein Schlag mich getroffen, und dennoch fühlte ich mich wie zer schlagen. Die Worte: „Heute hast du dem Heilande noch weher getan!“ hatten sich mir bis ins innerste Herz gebohrt.

Meine Eltern mochten mir auf dem Gesichte lesen, daß mir etwas Ungewöhnliches geschehen war. An ein Vergehen meinerseits dachten sie wohl kaum, vielmehr glaubten sie, als ich mein Abendbrot unberührt ließ, ich sei krank. Ich beruhigte sie und bat nur, als ich meine Schularbeiten gemacht hatte, mich zur Ruhe legen zu dürfen. Aber ach, ich fand keine Ruhe. Tausend Gedanken stürmten auf mich ein, und durch alle hindurch klangen die Worte meines Lehrers: „Heute hast du dem Heilande noch weher getan!“

Hatte er denn wahr gesprochen? Gab es denn noch andere, größere Schmerzen, als körperliche? — Ach ja, es gab solche! Hatte ich nicht vor wenigen Monaten, als ich eine mühsame Laubsägearbeit, ein Geschenk für die Eltern, aus Unvorsichtigkeit zerbrach, bitterlich geweint, während ich bei den heftigen Zahnschmerzen, welche mich oft quälten, noch nie eine Träne vergossen hatte? — Und wie viel mehr wert, als mir diese Arbeit, war dem Herrn Jesu eine Menschenseele, die Er sich mit Seinem Blute erkaufte hatte. — Und dann: Von den Kriegsknechten konnte der Herr sagen: „Sie wissen nicht, was sie tun!“ Aber hatte ich nicht von klein auf in Haus und Schule den Willen des Herrn gehört? Und dennoch hatte ich eine so große Sünde begehen können! Ich weinte bitterlich.

Da wurde leise die Thür geöffnet, und meine Mutter, welche die Sorge um mich nicht hatte schlafen lassen, trat ein. Sie setzte sich an mein Bett, legte ihre Hand auf meine glühend heiße Stirn und sagte sanft und innig: „Was hast du, mein Kind? Sage mir alles.“

Und ich sagte ihr alles, oft von Schluchzen unterbrochen; ich verschwieg nichts, beschönigte nichts, und als ich mein reumütiges Bekenntnis beendet hatte, da betete sie mit mir und tröstete mich, bis meine Tränen versiegeten und ich sanft und friedlich einschlief.

Am anderen Morgen begab ich mich frühzeitig in die Wohnung meines Lehrers, um auch ihm alles zu beichten und mir seine Vergebung zu erbitten. —

Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Eben bin ich vom Begräbnis meines treuen Lehrers zurückgekehrt. Ich habe ihn lebend nicht wieder gesehen. Gleich nach meiner Entlassung kam ich nach einer entfernten Stadt zu einem Tischler in die Lehre, und als ich nach drei Jahren zum erstenmale die Eltern besuchen durfte, war Herr W. in eine andere Provinz versetzt worden. Seine Worte: „Heute hast du dem Heilande noch weher getan!“ habe ich aber nicht wieder vergessen. Dieses ernste Wort meines teuren Lehrers ist in der Hand des guten Hirten zu einem Seile geworden, an dem Er mich gehalten und geleitet und fest, immer fester an Sein treues Herz gezogen hat, bis ich sagen konnte: „Der Herr ist mein, und ich bin Sein.“ Als ich vor drei Tagen die Nachricht vom Tode meines Lehrers erhielt, bin ich Tag und Nacht gereist, um noch einmal in seine erkaltete Hand den Dank zu legen, den mancher Brief ihm ausgesprochen hatte. Vor Gottes Thron aber hoffe ich einst mit meinem treuen Lehrer den Herrn zu preisen, dem ich hier oft wehe getan, der Sich aber für mich strafen ließ und mich begnadigt hat.

Hast du nicht dem Heilande auch schon wehe getan, mein lieber junger Leser? Und hast du Seine Vergebung erlangt?



### **Streue guten Samen aus!**

Vor vielen Jahren lud eine arme Näherin einen Knaben zur Sonntagschule ein. Der Knabe kam, hörte gern das Wort Gottes und wurde durch Gottes Gnade bekehrt. Sein Name war Amos Sutton. Als Sutton erwachsen war, ging er als Missionar nach Indien und diente dort vielen Seelen zum ewigen Heil und Segen. Seinem Einfluß ist die Gründung einer Mission unter den Telugus zuzuschreiben, welche schon mehr als 30 000 eingeborene Christen zählt. Jene arme Näherin, die Sutton einst in die Sonntagschule geladen hat, hat hienieden nicht mehr sehen dürfen, wie der Herr ihre Bemühung mit solch reichem Segen krönte, aber sie wird sich noch in Ewigkeit darüber freuen. Laßt auch uns Eifer und Hingebung beweisen in dem Bemühen, teure Seelen zu Jesu, dem Sünderheilande, zu führen!

„Streue allerwegen Guten Samen aus;  
Gott gibt Seinen Segen, Ähren wachsen draus!“



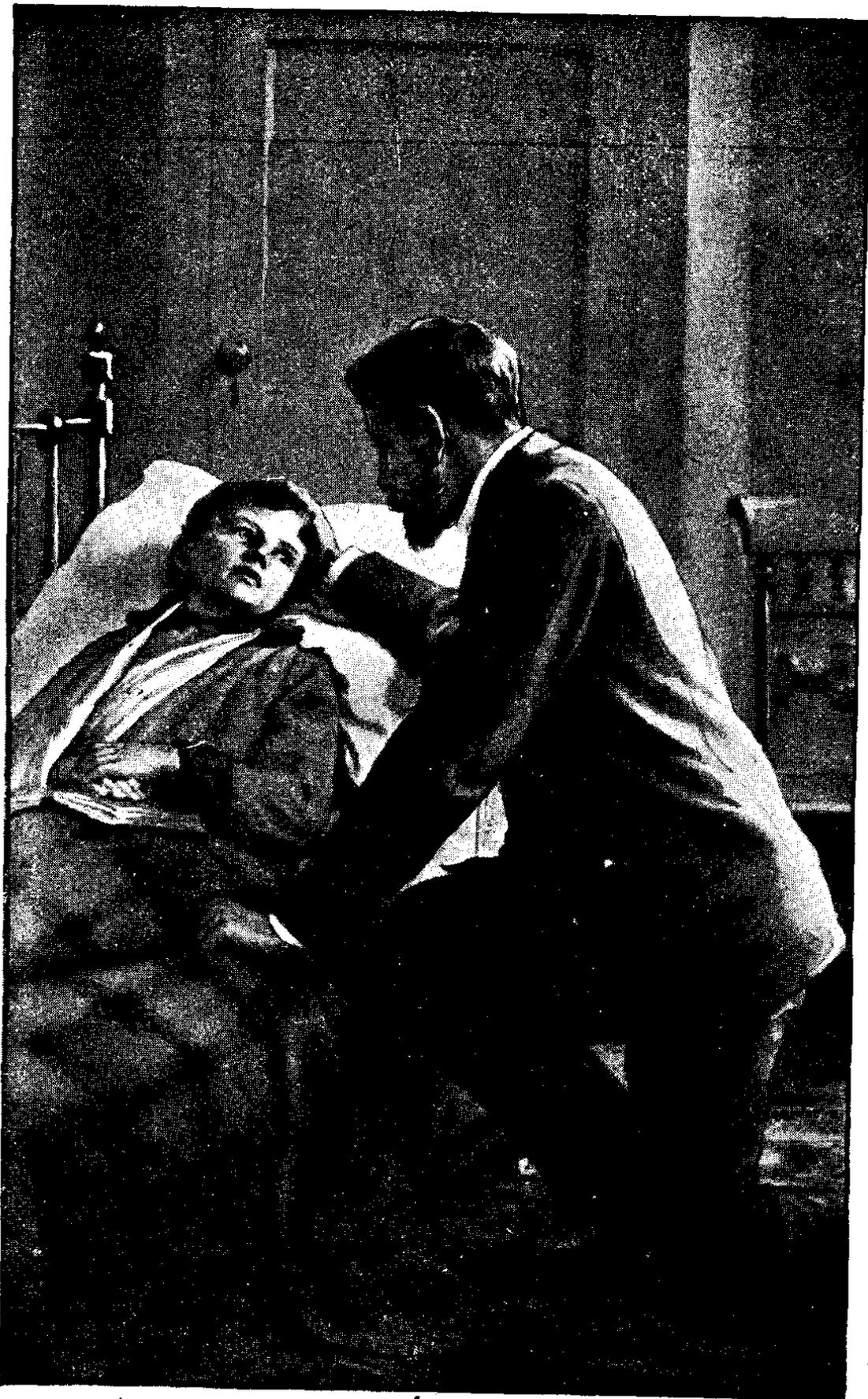
## Zurückgeführt.

In einem der Propheten des Alten Bundes lesen wir: „Ist auch ein Unglück in der Stadt, das Jehova nicht tue?“ (Amos 3, 6.) Das will sagen, daß kein Unfall oder Unglück geschieht, Gott sende es denn oder lasse es zu. Und wir wissen, daß denen, die Gott lieben und nach Vorsatz berufen sind, alle Dinge zum Guten mitwirken oder zum Besten dienen. Das erfuhr auch Otto W.

Als Knabe in der Sonntagschule hatte er im Alter von etwa zehn oder elf Jahren unter der Unterweisung eines gläubigen, treuen Lehrers den Heiland kennen gelernt und bekannt, nun ein Schäflein Jesu, des großen Hirten, geworden zu sein. Die Mutter, eine gläubige Witwe, hatte viel Ursache, sich über ihren Otto zu freuen. Er versäumte nie eine Gelegenheit, mit ihr am Tage des Herrn hinzugehen, um das teure Wort Gottes zu hören; auch in der Woche, wenn er seine Schularbeiten gemacht, ging er mit ihr zu Gottes Wort und Gebet. In der Stadtschule war Otto bekannt als ein ordnungsliebender, fleißiger Schüler von gutem Betragen, der gute Fortschritte machte, und seiner Mutter war er ein folgsamer Sohn.

Aber ach! der Feind Gottes läßt nichts unversucht, die Herzen von der Nachfolge ihres Erlösers abzuwenden. Auch Otto erfuhr dies. Als er kaum 15 Jahre alt war, kam er mit einem guten Abgangszeugnis in die Lehre in ein Bankgeschäft. Dort gab es neue Bekannte und Freunde. Besonders einer der Angestellten zog Otto an sich und lud ihn ein zu weiten Spaziergängen, vornehmlich am Tage des Herrn. — Die Mutter hielt Otto lange zurück, aber das Herz Ottos neigte sich, da er nicht mehr ernst und entschieden war, mehr und mehr hin zur Welt und ihrer Eitelkeit. Und so folgte er bald den Einladungen und wurde allgemach in die Dinge und Wege der Welt gezogen, was ihm nach Leib und Seele schadete. Wohl sah Otto den Schmerz der guten Mutter, wohl strafte ihn Gottes Geist, aber er widerstand beiden. Eins nur traf Otto ins Herz und beunruhigte ihn fortgesetzt, daß die Mutter ihn nämlich oft an sein früheres Bekenntnis erinnerte, ein Eigentum des Herrn Jesu geworden zu sein, und daß sie daran festhielt.

O, er hätte viel lieber gehört, die Mutter hätte zu ihm gesagt: „Otto, du bist ein Weltkind und nie ein Eigentum Jesu gewesen.“



„Er konnte auf den Knien Gott für Seine Langmut danken!“

Dann hätte er doch in Ruhe und mit vollen Segeln auf der breiten Straße der Welt dahinfahren und die Welt und ihre Lust mit vollen Zügen ungestört genießen dürfen, so aber fand er keine Befriedigung und war unglücklich und bitter.

Eines Sonntags folgte Otto der Einladung seines Freundes zu einer Automobilsfahrt. Die Mutter ging, wie nun so lange schon, allein dahin, wo Gottes Volk in Jesu Namen zusammenkam, nachdem sie ihren Kummer und Schmerz daheim dem Herrn gesagt. Otto aber fuhr mit seinen lustigen Gefährten hinaus ins Weite. O, wie rechts und links Menschen, Wälder und Felder vorüberflogen! Munter erreichten sie bald ihr Ziel, dort hielten sie ein Gelage, dann ging's am Abend noch schneller, als sie gekommen waren, zurück, der Heimat zu. —

Da — mitten auf dem breiten Wege — kommt ihrem schnellen Fahrzeug ein Wagen entgegen; schläft der Fuhrmann? Er weicht nicht aus, da wollen sie es tun im letzten Augenblick, aber die Steuerung versagt und ihr Automobil fliegt wider einen Baum. Otto und seine Freunde liegen verwundet im Graben oder auf dem Wege. Otto ist noch am besten davongekommen, denn er trug nur einen Armbruch davon und eine Quetschung am Bein.

Die Mutter dankt Gott, dem Herrn, daß ihr Sohn nicht tot heimgebracht wird, und fleht zu Ihm, daß Er das verirrte Schäflein nun zurückführen wolle. Auch Ottos früherer Sonntagschullehrer, dem Otto seit lange stets gut auszuweichen wußte, kam zu ihm. Aber noch ehe dieser ihn besuchte, hatte der Erzhirte in einer ernsten Nacht, da Otto keinen Schlaf zu finden wußte, Sein abtrünniges Lamm überführt und zurechtgebracht. Otto bekannte dem Herrn und seiner Mutter alle Untreue und die Laueheit, die dieser vorausgegangen war, so wurde seine Seele hergestellt und sein Herz wieder glücklich. Der Lehrer fand Otto mit der Bibel vor sich im Bett und konnte sich mit ihm freuen und auf den Knien Gott für Seine Langmut preisen, daß Er den Seinigen nachgeht. O, wie kostbar war Otto nun das Lied, in dem es vom Herrn Jesu heißt:

„Er hat zu viel an mich gewandt,  
Um mich wieder loszulassen.“

Wie pries er Ihn, daß Er ihn nicht losgelassen und von der abschüssigen Bahn, die ins ewige Verderben führt, bei Zeit zurückgebracht hatte. Wie beklagte er den Verlust der Zeit, in der

er nicht mehr mit Ihm und Seinem Volk vorangegangen war, vielmehr Ihm und seiner Mutter und ihren Freunden nur Kummer und Schmerz, ja auch Unehre bereitet hatte! --

Von da an war Otto ein treuer Nachfolger des Herrn der Herrlichkeit; er schämte sich Seiner hinfort nicht mehr, bekannte und ehrte Ihn vielmehr durch Wort und Wandel, so daß er seinen Mitarbeitern und anderen Menschen noch hat ein Zeugnis und ein Segen werden dürfen.



### Furchtlos und treu!

Furchtlos und treu! Das sei dein Wahlspruch stets  
In Jesu Christi Heer!  
Gewappnet sei mit Waffen des Gebets,  
Das hilft, sei's noch so schwer.  
Wenn auch die Feinde grimmig toben,  
Wir bleiben durch die Kraft von oben  
Furchtlos und treu.

Furchtlos und treu! So will der Herr uns sehn,  
Wann die Posaune klingt,  
Wann Er herniederkommt von heil'gen Höhen  
Und uns zur Heimat bringt.  
Dann ruft Er: „Meine Streiterscharen,  
Die werden nun gekrönt, sie waren  
Furchtlos und treu!“

Chr. G. Barth.



### Auflösungen der Rätsel des V. Bändchens:

1. Augentrost. Seite 40.
2. Lieb und Hieb. Seite 43.
3. Harz (Baumharz und Gebirge). Seite 50.
4. Tränen. Seite 51.

Die Bibelstellen werden die jungen Freunde alle gefunden haben.  
Die Rätsel und Lösungen der Aufgaben des VI. Bändchens sendet  
bis 1. Mai 1910 an den Herausgeber.

